

64. Jahrgang Nr. 26

Leipzig, 24. März 1928

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Studienkopf ♦ Von Georg Ludwig Meyn

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Aannahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.=M., Einzelnummer 50 Pf., zusügl. ortsüblicher Zustellungsgebühr



Ich gratuliere allen Kindern,

die von ihren Eltern, so wie ich, täglich „das gute Biomalz“ bekommen. Ich war ein kränkliches, schwaches Mädel, und jetzt bin ich so, wie Ihr mich hier seht, gesund, kräftig und immer froh. Gefalle ich Euch, wollt Ihr so werden wie ich, so nehmet täglich das gute

Biomalz



Eingesandt vom
Vater des Kindes,
Martin P., Cr.

Biomalz (für Alle)	Mk. 1.90
Biomalz mit Eisen (für Blutarme und Bleichsüchtige)	Mk. 2.50
Biomalz mit Kalk extra (zum Knochenaufbau der Kinder und für Lungenleidende)	Mk. 2.50
Biomalz mit Lebertran (vitaminreich, überraschend angenehm im Geschmack)	Mk. 2.50
Biomalz mit Lecithin D. R. P. (hochwertige Nervennahrung)	Mk. 5.—

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften. Angeblich ebenso gute Nachahmungen weist man energisch zurück!

Biomalz-Fabrik Gebr. Pafermann, Teltow bei Berlin 91.

Sanatorium Ebenhausen

bei München

Auf einem Höhenzuge zwischen Isar und Starnberger See, 700 m ü. M., liegt der Bau des Sanatoriums mit Hauptfront gegen Süden mit prachtvoller Aussicht auf die Bergkette, von den Salzburger Alpen bis zur Zugspitze.



Verbindung nach München mit
Auto od. Kleinbahn 30 bezw.
50 Minuten.

1924/26 völlig
neu ausgestattet.

Für innere Kranke
sowie Nervöse und
Erholungsbedürftige.

328/16

Ab 1. Dezember 1925
unter neuer ärztlicher
und wirtschaftlicher Leitung.

Lauchstädter Brunnen Zu Haustrinkkuren



Der Lauchstädter Brunnen ist
wohlschmeckend und erfrischend

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei
**Rheumatismus, Gicht, Nervosität
Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit**
schlechter und fehlerhafter Blutbeschaffenheit
Bestes Kurgetränk bei Zucker- und Nierenleiden

Auch für die zahllosen halbkranken, nervösen und
überanstrengten Menschen von besonderem Nutzen

Zu beziehen durch Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte oder direkt durch den
Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thür.

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand.



Der Lauchstädter Brunnen ist
auch ein vorzügl. Tafelgetränk

Künstler-Monographien

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

In neuer Auflage erschienen:

Bd. 5: **Albrecht Dürer**
von **H. Knackfuß**. Mit 146 Ab-
bildungen, darunter 12 Farbendrucke
und 8 Doppeltondrucke.
Preis M. 8.—.

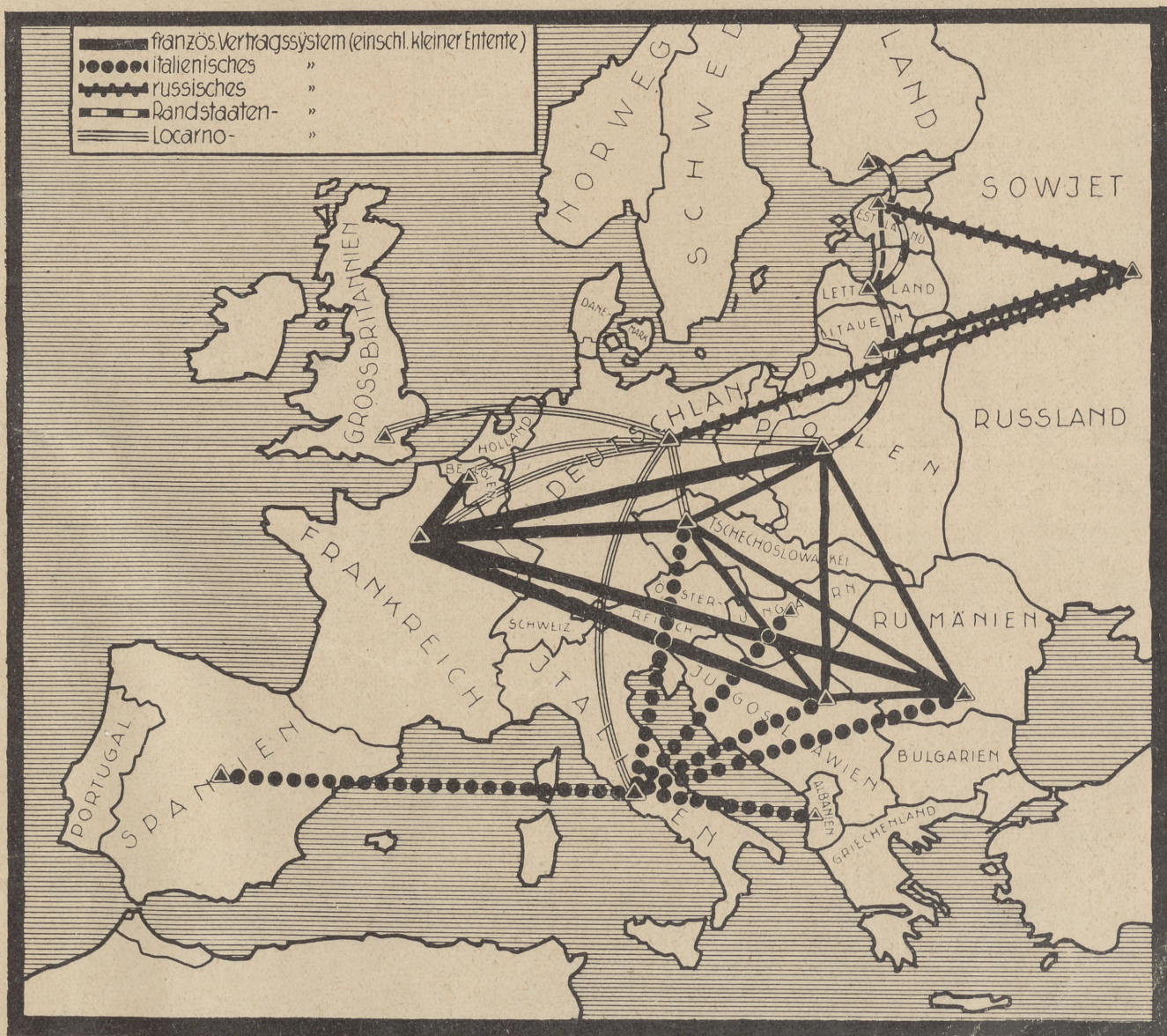
Daheim



64. Jahrgang. Nr. 26

24. März 1928

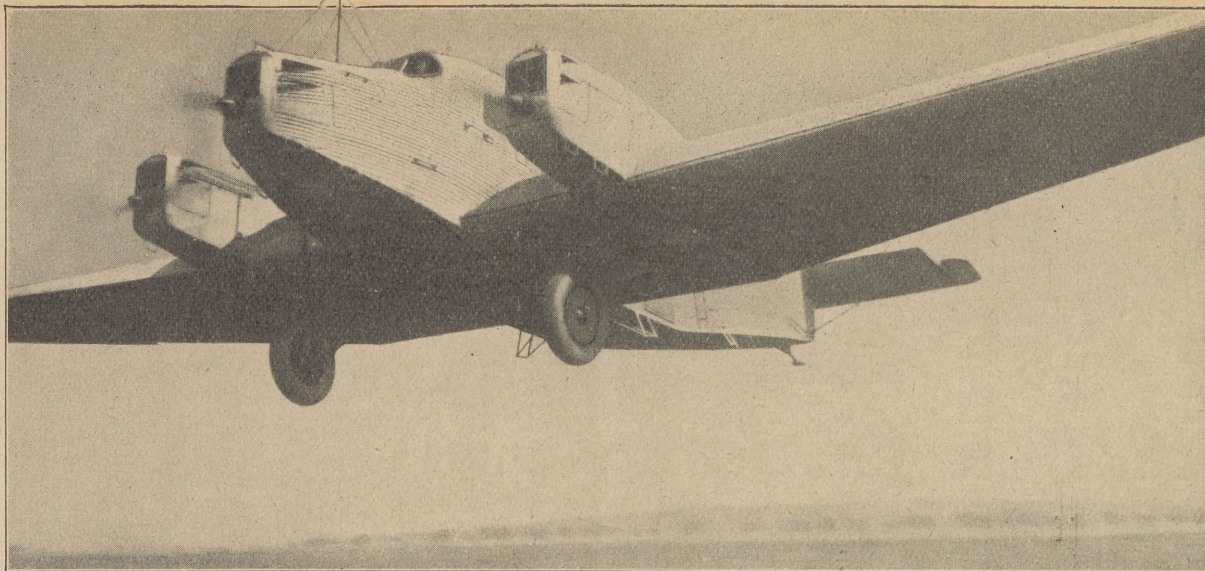
Aus der Zeit für die Zeit



Das europäische Vertragsnetz 1928.

Nach einer Darstellung der Reichszentrale für Heimatdienst, die vor kurzem ihr zehnjähriges Bestehen gefeiert hat.

Nachdruck verboten.



Das größte deutsche Landflugzeug im planmäßigen Luftverkehr.
Das neue Flugzeug „C 31“, das zwanzig Fluggäste aufnehmen kann, nach dem Start. (H. Bafch.)



Polizeihundprüfung.
„Dexa“ stellt einen Einbrecher auf der Leiter.
(H. Wolter.)



Psychotechnische Eignungsprüfung.
Apparat zur Feststellung der Geschicklichkeit.
(G. Pahl.)



Die neue Waffe der amerikan. Polizei.
Ein Knüttel, der auch als Gaspistole benutzt werden kann.



Zahnpflege im Schulunterricht.
Kinder einer argentinischen Volksschule beim Zahnreinigen nach der Frühstückspause.



Der neue Frühlingshut.

Links: Modell von H. Wicht. Rechts: Modell von R. Friedländer. (Aufnahmen Kiesel, Berlin.)

Graphische Werbekunst.

Von Dr. G. F. Hartlaub, Direktor der Städtischen Kunsthalle Mannheim.

Ein Blick in unsere heutigen typischen Großstädte, wie sie meist in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, gehört zu den unerfreulichsten ästhetischen Eindrücken, die sich denken lassen. Was hier an schlimmen Mietkasernen im Geschmack der Gründerzeit, an grellen Lichtreklamen, wahllosen Schaufensterauslagen und vor allem an massenhafter Plakatreflexe sich häuft und vermischt, bietet den Anblick eines greuelvollen Chaos, wie es sich höchstens nur noch in amerikanischen Städten übertroffen finden mag. Ist es möglich, aus diesem trostlosen Wirrwarr so etwas wie eine höhere Ordnung zu machen, aus den kunstfernen, sich überkreuzenden Interessen der Haus- und Ladenbesitzer, der plakatierenden Firmen, Kinos usw. so etwas wie eine höhere Harmonie der Form zu gestalten?

Die Bemühung scheint fast hoffnungslos, wenn wir einerseits an die Geschmacklosigkeit der breiten Massen in den Großstädten und anderwärts an den immer schärfer und roher werdenden Konkurrenzkampf denken! — Und doch darf der Kunstpfleger und Kunstzerzieher hier nicht verzweifeln, sondern er muß versuchen, allmählich die Grundlagen einer besseren Erscheinung unserer Wirtschaftszentren zu schaffen.

So schlimm der gegenwärtige Zustand ist, so groß sind andererseits die idealen Aufgaben, die sich auf dem

gesamten Gebiete der Außenarchitektur und der eng mit ihr verbundenen Werbekunst anbieten. Welche Möglichkeiten liegen in einer wirklich geordneten Lichtreflexe — denn die

meisten heutigen Großstädte sind ja nun einmal „Abendschönheiten“, wenn man so sagen darf —, wie grandios wirkt rein für das Auge die durch ein Flugzeug an den Himmel gemalte Nebelschrift, wie ungeheuer ist die Formenfülle des heutigen Plakats, das uns auf Schritt und Tritt begleitet, wie werden wir in der täglichen Prospektflutung, in der Warenpackung, im Inseratenteil unserer Zeitung stündlich bestürmt mit Form und Buntheit, die so erfreulich sein könnte, wenn die richtigen Künstler und Unternehmer dahinter stünden! Tatsächlich ist die Werbekunst im weitesten Sinne des Wortes — also alle Gestaltung, die die Kunst im Dienste von Industrie und Handel unternimmt — die einzige noch wirklich öffentliche Kunst, das einzige Mittel, das noch die formhungrigen Sinne der Masse überhaupt erreicht. Große Teile heutiger Großstadtbevölkerung sind der Kirche entfremdet, die ja einst nicht nur das religiöse, sondern auch das künstlerische Bedürfnis in so großartiger Weise zu befriedigen wußte. Auch der Hof, der Palast mit seiner nach außen gerichteten prächtigen Repräsentation bedeutet als künstlerische Ausstrahlung auf die Öffentlich-



Plakat von Lucian Zabel.



GASTSPIEL

Plakat von R. Bertsch.

laubt ist, fließende Entwicklungen derartig schematisch aufzuteilen. Das Vorkriegsplatat mit seinen heute meist noch lebendig wirkenden Künstlern ist im ganzen und großen bildhafter, ausführlicher, es lädt zu Verweilen und liebevoller Betrachtung ein. In seiner formalen Haltung ist es dekorativ, durchaus flächenhaft, offenkundig mindestens ursprünglich von japanischer Holzschnittkunst beeinflusst. Das Nachkriegsplatat ist weniger schildernd, sondern gibt knappe „Merkbilder“, gleichsam praktische Symbole, die aber nicht flächenhaft, sondern in starker geometrischer Perspektive dargestellt sind. Es verbindet mit solchen knappen Formeln, wie sie dem schärferen Tempo heutigen Lebens entsprechen und der Unmöglichkeit, lange vor einer Plakatsäule zu verweilen, eine möglichst lesbare, blockartige Schrift, die man früher nur in Ankündigungen für technische, maschinelle Erzeugnisse zu sehen gewohnt war. Häufig bedient sich das neue Plakat auch der Photographie bzw. des photographischen Ausschnitts. Und diese Elemente werden in ihrer direkten Anschaulichkeit merkwürdig schroff durch rein geometrische Formen —



Dänisches Plakat von Høgaard.

keit nichts mehr. In die Kunstsammlungen, wo man das Wertvollste finden könnte, in die Ausstellungen gehen erfahrungsgemäß heute nur ganz geringe Bruchteile der Gesamtbevölkerung und nur diese werden von Führungen, Vorträgen usw. wirklich einigermaßen erfaßt. Der durchschnittliche Mann, die typische Frau aus der Masse ist wohl auf den Sportplätzen und in den großen Vergnügungstätten zu finden, aber selten, wenn überhaupt, an den Orten künstlerischer Erbauung.

Die einzige Farbe und Form, der einzige vom Künstler hervorbrachte Ausdruck, dem auch der Mann und die Frau aus der Masse ausgelegt sind, spricht zu ihnen von den Plakatsäulen und Plakatswänden, von den Auslagen der Schaufenster, von den Lichtreklamen, von den Inseraten in den Tageszeitungen, von den Packungen unserer Gebrauchsgegenstände. Darum muß hier ansetzen, wer trotz der unübersehbaren Schwierigkeit der Aufgabe nicht an der kulturellen Erziehung der breiten Öffentlichkeit unserer Städte verzweifeln will.

Hier müssen also auch die zur Kunsterziehung berufenen Institute, insbesondere die Museen, immer wieder ansetzen, indem sie ihre Ausstellungen, Führungen und Vorträge neuzeitlich verinnerlichen und indem sie sich nicht scheuen, für solche Unternehmungen mit Mitteln zu werben, wie sie der Aufnahmefähigkeit des großstädtischen Publikums entsprechen.

Die Städtische Kunsthalle in Mannheim, das nunmehr vor 20 Jahren von Fritz Wichert ins Leben gerufene Institut, hat sich von jeher im Sinne seines Begründers für solche volkerzieherischen Aufgaben eingesetzt. Ihre große Ausstellungsunternehmung im vergangenen Winter galt der Werbekunst, diesem so eminent wichtigen Grenzgebiet zwischen Kunst und Wirtschaft, Künstler und Kaufmann. Die hier beigegebenen Abbildungen bieten ein paar Proben aus der umfangreichen Übersicht.

Die Ausstellung gab einen zeitlichen und räumlichen Querschnitt. Zeitlich traten vor allen Dingen die Gruppen des „Vorkriegs-plakats“ und seiner Künstler denen des „Nachkriegs-plakats“ gegenüber — wenn es er-



Ungarisches Plakat von Bortnyik.

Linien, Kreise, Dreiecke usw. — umrahmt und zusammengehalten. — Räumlich gab die Mannheimer Ausstellung einen Querschnitt durch das Schaffen der europäischen Nationen, wobei allerdings immer nur die Höchstleistungen vorgeführt worden sind. Es ist lehrreich zu beobachten, wie sich der Geist der Völker auch in der Werbekunst unterscheidet: wie etwa England sehr konservativ bleibt, Frankreich eine glänzende Tradition mühelos fortführt, wie die Schweiz solide und doch fortschrittlich zugleich ist, wie die skandinavischen Nationen in kühlen, geschmackvollen Wirkungen sich auszeichnen, während in Polen und der Tschechoslowakei Volkskunsthaftes oft höchst eindrucksvoll verwertet wird.

Es ist bedauerlich, daß das klassische Land moderner Reklame, die Vereinigten Staaten von Amerika, in der Ausstellung ganz fehlte. Leider erwies es sich als unmöglich, wirklich vorbildliches und charakteristisches Material in der verfügbaren Zeit zu beschaffen.

Zur Geschichte von St. Gotthard an der Raab.

Von Univ.-Prof. Dr. Karl Gottfried Hugelmann, Vorsitzender-Stellvertreter des österreich. Bundesrates.

Die ungarische Grenzstadt St. Gotthard, der Hauptort des gleichnamigen Bezirkes, an der Mündung der Lafnitz in die Raab gelegen, ist durch den Waffenschmuggel, der an sich von geringerer Bedeutung, aber infolge der tiefer liegenden Spannungen unter den europäischen Mächten zu einer großen politischen Angelegenheit geworden ist, in aller Munde.

Viele Deutsche, wenn sie überhaupt mit Aufmerksamkeit die politischen Ereignisse verfolgen, wird es vielleicht gewundert haben, daß eine ungarische Stadt einen deutschen Namen führt, der allerdings jetzt nach der offiziellen ungarischen Nomenklatur in Szent Gotthárd umgetauft wurde. Es sind eben unserer Volks die Tatsachen der geographischen Siedlung, das Spannungsverhältnis zwischen Volksboden und Staatsgrenzen, das ja gerade bei uns Deutschen sehr groß ist, viel weniger geläufig als anderen Völkern.

Die Geschichte des deutschen Bodens in Westungarn ist sehr bewegt. Während der Völkerwanderung haben zahlreiche Völkerstämme auf kurze Zeit das Land in Besitz genommen. Die ersten Nachrichten von einer planmäßigen Besiedlung durch Deutsche reichen bis in das 8. Jahrhundert zurück.

Karl der Große übergab die den Awaren entzogenen Gebiete hauptsächlich geistlichen, zum Teil auch weltlichen Großgrundbesitzern aus innerdeutschen Gebieten zur Besiedlung. Es war dies der Beginn jenes großen Prozesses, in dem die deutschen Stämme, die später zum deutschen Volk verwuchsen, ihren historischen Raum in Mitteleuropa einzunehmen begannen und, nachdem die Völkerwanderung nach Westen und Süden sich gestaut hatte, ihr großes Kulturwerk nach Osten hin in Angriff nahmen. Übrigens ist die erste Nachricht von einer Besiedlung Westungarns nicht die erste Nachricht von Germanenjügen nach dem Osten, denn aus noch grauerer Vorzeit berichtet uns die Sage vom Zug der Nibelungen die Donaustraße hinab nach Ungarn. Weitere Besiedlungen erfolgten zur Zeit der Kriege mit den Magyaren unter den salischen Königen im 10. Jahrhundert, zur Zeit des ungarischen Königs Stefan des Heiligen um das Jahr 1000 und besonders unter Heinrich IV. im 11. Jahrhundert. Nachschübe deutscher Wanderung nach dem Südosten, zuletzt noch unter Maria Theresia, waren für Westungarn von geringerer Bedeutung. Wir wissen nicht ganz sicher, ob die deutschen Ansiedler mehr fränkischen oder bajuwarischen Stammes waren. Die Sprachforscher sind mehr geneigt, das letztere anzunehmen, während die Hausforscher behaupten, daß das fränkische Element überwiegend war. Aber jedenfalls waren es germanische Stämme, die schon seit grauer Vorzeit in dieses Gebiet kamen und nach einem schönen Wort den Boden mehr erarbeiteten als eroberten.

In dieser Umgebung machte auch St. Gotthard die Schicksale des Landes mit. Wir hören von ihm, daß der Ungarökönig Bela III. im Jahre 1183 dort eine Zisterzienserkloster gründete, die allerdings in der ersten Zeit nicht als eine Stärkung des Deutschtums bezeichnet werden kann, weil für sie französische Mönche aus Trois-Fontaines berufen wurden. Diese Abtei blühte bis zur Schlacht bei Mohács, nach der die Türken fast ganz Ungarn eroberten. Damals flohen die Mönche vor den herannahenden Türken und kehrten nicht mehr zurück. Das Stift kam in weltliche Hände und war lange Zeit hindurch ein Gegenstand heftigen Streites zwischen weltlichen und geistlichen Größen. Erst im Jahre 1734 wurde die Abtei von Karl VI. wieder errichtet und mit der Abtei Heiligentreu in Niederösterreich in Verbindung gebracht.

In dieser Umgebung machte auch St. Gotthard die Schicksale des Landes mit. Wir hören von ihm, daß der Ungarökönig Bela III. im Jahre 1183 dort eine Zisterzienserkloster gründete, die allerdings in der ersten Zeit nicht als eine Stärkung des Deutschtums bezeichnet werden kann, weil für sie französische Mönche aus Trois-Fontaines berufen wurden. Diese Abtei blühte bis zur Schlacht bei Mohács, nach der die Türken fast ganz Ungarn eroberten. Damals flohen die Mönche vor den herannahenden Türken und kehrten nicht mehr zurück. Das Stift kam in weltliche Hände und war lange Zeit hindurch ein Gegenstand heftigen Streites zwischen weltlichen und geistlichen Größen. Erst im Jahre 1734 wurde die Abtei von Karl VI. wieder errichtet und mit der Abtei Heiligentreu in Niederösterreich in Verbindung gebracht.

Die jetzige Abteikirche, deren Grund 1748 gelegt wurde, ist auf dem Platz der alten erbaut; die Decke ist insbesondere auch mit einer Darstellung der Schlacht bei St. Gotthard geschmückt, auf die wir noch zu sprechen kommen.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich, daß St. Gotthard zu jenem Teil des von Heidebauern und Heinen besiedelten deutschen Bodens gehörte, der lange unter ungarischer Herrschaft blieb, während das Gebiet nördlich davon um Wieselburg bis zum Neufiedlersee schon unter Heinrich IV. im Jahre 1074 an Deutschland abgetreten worden war. Erst als Friedrich der Streibare von Österreich dem Ungarökönig Bela IV. trotz der sonst bestehenden Spannungen 1241 Hilfe gegen einen neuen Sturm aus dem Osten, den Mongolensturm, gewährte, wurde ein weiterer Teil des Heinenbodens und damit wohl auch St. Gotthard an Österreich abgetreten. Allerdings fielen diese Gebiete schon 1254 und 1260 wieder an Ungarn. Im 15. Jahrhundert war das hier in Rede stehende Gebiet ein ständiger Zankapfel zwischen Ungarn und den Habsburgern, und der Streit um die Grenzziehung setzte sich zwischen den ungarischen und niederösterreichischen Ständen auch noch über ein Jahrhundert lang fort, als beide Länder schon unter

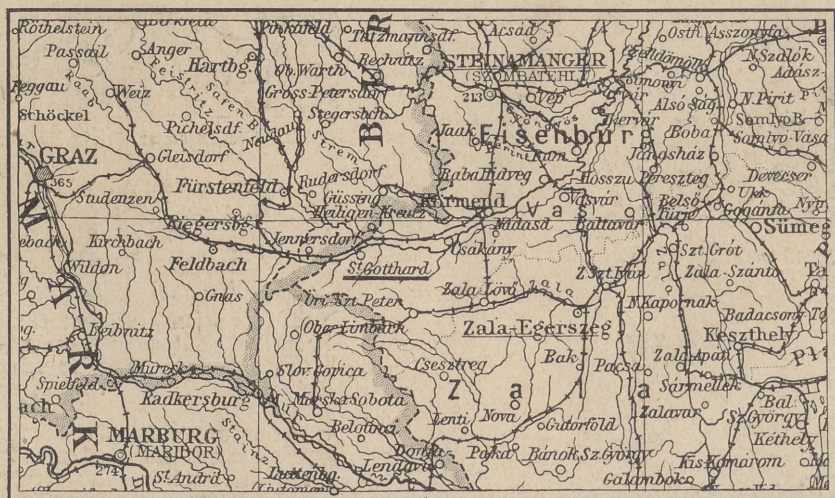
habsburgischer Herrschaft standen. Erst im Jahre 1647 wurde jene Grenzlinie hergestellt, die bis zum Weltkrieg zwischen Österreich und Ungarn bestand. Die juristischen Streitigkeiten über die Grenzziehung dauerten aber sogar noch bis ins 19. Jahrhundert fort. St. Gotthard gehörte sonach mit kurzer Unterbrechung zu Ungarn.

Wie zur Zeit der Schlacht bei Mohács, die für

die Entstehung der österreichisch-ungarischen Monarchie von so großer Bedeutung ist, war das Schicksal St. Gotthards auch mit dem weiteren Verlaufe der Türkentriege eng verknüpft. Einen guten Klang bekam es durch die Schlacht bei St. Gotthard im Jahre 1664, in der der österreichische Feldherr Montecuccoli einen großen Sieg errang und an 10 000 Türken in den Fluten der Raab den Tod fanden. Allerdings konnte der Sieg nicht ausgenützt werden und mußte der Kaiser, durch den schlechten Zustand des Heeres gezwungen, rasch den für Österreich ungünstigen Frieden von Vasvár schließen, nach dem Großwardein und Neuhäusel noch in türkischem Besitz blieb und der Kaiser ein „freiwilliges Geschenk“ von 200 000 Gulden an die Pforte zahlte.

Der einzige Erfolg war der Abschluß eines 20jährigen Waffenstillstandes. Aber nach der damaligen Lage — die türkische Grenze verlief etwa drei Tagmärsche von Wien — bedeutete dies immerhin viel, nämlich eine Frist zur Sammlung der Kräfte. Wer weiß, wie sich das Schicksal des Abendlandes gestaltet hätte, wenn die zweite Belagerung Wiens durch die Türken schon damals und nicht erst im Jahre 1683 stattgefunden hätte.

Wenn auch St. Gotthard die längste Zeit zu Ungarn gehörte, so tat dies seinem Deutschtum keinerlei Eintrag. Denn besonders in den ungarischen Städten hat sich das Deutschtum volksmäßig und kulturell sehr lange behauptet und wurde in der Hauptsache schon von den nationalen ungarischen Königen und vollends von den Habsburgern günstig behandelt. Aber schon nach den Türkentriege, in denen viele deutsche Orte verwüstet wurden und die Einwohner vielfach flüchten mußten, ist ein Vorstoß des magyarischen Elementes bemerkbar. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts setzte eine scharfe nationale, vielfach chauvinistische magyarische Bewegung ein, die durch den Versuch einer zentralistischen Organisation des Gesamtreiches nach der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes im Jahre 1848 unterbrochen wurde.



Aus Andrees Handatlas

Nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich im Jahre 1867 und ganz besonders seit den berühmten Schulgesetzen des Grafen Appony machte sich ein starker Druck bemerkbar, der viel zur Zurückdrängung des Deutschtums beigetragen hat. Es wurden magyarische Beamte ins Land gesetzt, und so kommt es, daß auch der Bezirk St. Gotthard eine magyarische Herrenklasse aufweist. Auch im neuen verstümmelten Ungarn hat dieser Druck nicht vollständig aufgehört, wenn auch be-

deutend nachgelassen. Trotz alledem hat sich deutsches Volkstum in St. Gotthard zähe behauptet, wenn es auch in die Minderheit gedrängt wurde. Nach der amtlichen ungarischen Statistik ist ungefähr ein Viertel der Einwohner des Städtchens deutsch; in Wirklichkeit dürfte die Verhältniszahl trotz der für die Erhaltung des Deutschtums ungünstigen Geschichte, auf die wir hier einen flüchtigen Blick geworfen haben, noch höher sein.

Unsere Sportsleute und ihr Alltagsberuf.

Überall im Ring des jungen deutschen Sports und der alten deutschen Turnerei regen sich seit geraumer Zeit alle Kräfte mit der äußersten Anspannung; denn in kurzer Frist öffnet das Stadion in Amsterdam seine Pforten, und zum Olympiakämpfer wird keiner über Nacht. Die besten körperlichen Anlagen bedürfen dennoch langfristiger, zielbewusster Ausarbeitung und Übung. Aber auch diejenigen Sportarten, die mit der Amsterdamer Olympiade nichts zu tun haben, Automobilsport, Segeln und Flugsport sind von den bevorstehenden Kämpfen angeregt worden und entwickeln eine außerordentliche Tätigkeit. Wir hören täglich von neuen Höchstleistungen. Rekorde werden heute aufgestellt und morgen über-

trumpft. Bewährte Meister kämpfen um die Erhaltung ihres Titels, und neue Namen erscheinen.

Der Bewunderer einer sportlichen Leistung fragt meist nicht nach dem bürgerlichen Beruf des Sportlers. Selten berichtet eine Zeitung, ob ein ausdauernder, schneller Läufer oder ein Schwimmer eine berufliche Tätigkeit in freier Luft oder im Büroraum ausübt, ob er überwiegend geistig oder körperlich beschäftigt ist. Daß auch die sportlichen Jahrbücher Angaben dieser Art nur dürftig oder gar

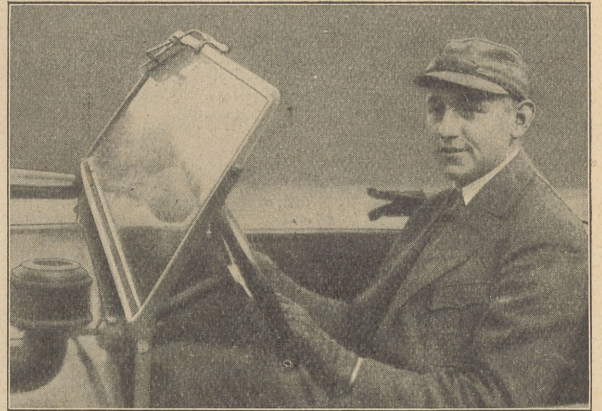


Der Eiskäufer Artur Bollstedt als Ingenieur bei der Deutschen Werft.

nicht veröffentlichen, ist ein sehr bedauerlicher Fehler. Eine genaue Berufsstatistik der bedeutendsten Sportsleute ist nicht nur für den Arzt von Wichtigkeit; jedermann kann sich daraus für seine Lebensführung eine Lehre ziehen.

Auf den ersten Blick scheint häufig zwischen Beruf und Sportart keine unmittelbare Verbindung zu bestehen. Der Meistergeher Siebert ist Schlosser. Der siegreiche Weitspringer und tüchtige Kurzstreckenläufer Dobermann ist Autoverkäufer. Der Kanalschwimmer Bierkötter und sein Besieger Michel sind beide Bäcker. Damit ist nicht gesagt, daß die Bäckerei besonders geeignet wäre, Schwimmer hervorzubringen. — Ein sofort ersichtlicher Zusammenhang findet sich jedoch bei Sportarten, deren Ausübung an bestimmte technische Fähigkeiten und Kenntnisse gebunden ist. Die edle Fliegerei ist in der Hauptfache noch heute ein eigener Beruf. Nur der Segelflug, dem besonders die deutsche Studentenschaft huldigt, macht davon eine Ausnahme. Viele unserer bekannten Autorennfahrer sind Ingenieure, viele Motorrad- und Fahrradportler sind oder waren Mechaniker und Schlosser.

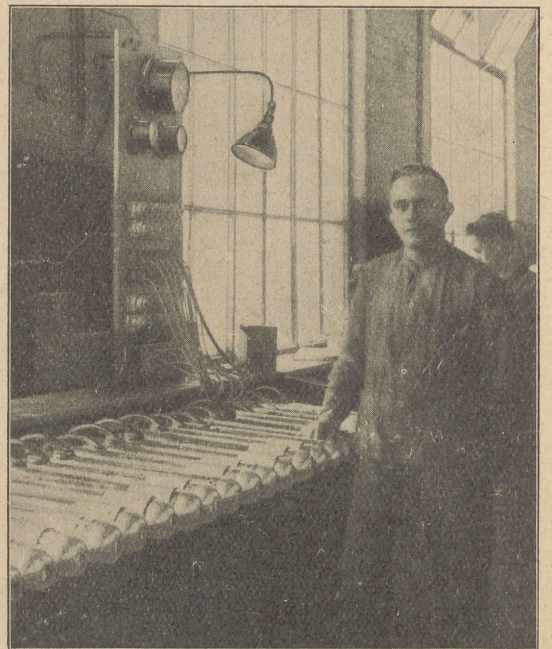
Hartlieb, geboren 1879 in Ulm, der 1924 als einer der ältesten Fahrer die 24-Stundenfahrt des Frankfurter Automobilklubs strafpunktfrei beendete, ist Direktor der Firma Hartlieb in Heilbronn. — Franz Hörner, geboren 1882 in Odenheim bei Bruchsal, Sieger im Semmering-Rennen von 1922, steht im Dienst der Benzwerke. — Der Württemberger Irion, Gewinner vieler Rennen, ist einer der ältesten Fachleute im Automobilbau und als Betriebsingenieur bei den Adlerwerken in Frankfurt a. M. tätig. — Kappler, geboren 1891 in Gernsbach, ist Angestellter der Automobilfabrik Gaggenau. Im Kriege war er zuerst Flieger, dann Betriebsingenieur bei den Leipziger Aviatikwerken. — Der Stuttgarter Kaufmann, geboren 1900, der 1923 im Klausenpaß-Rennen den schnellsten deutschen Wagen lenkte und im Krähberg-Rennen Erster seiner Klasse wurde, arbeitet als Ingenieur in den Steigerwerken. — Carl Reichstein



Der Meisterfechter Erwin Cosmír als Automobilhändler.

aus Brandenburg a. d. H. ist Mitinhaber der Brenna-hor-Werke. — Ingenieure sind auch die Autorennfahrer Rieden, Rühler, Sailer, Otto Salzer, der Altmeister unter den Mercedesfahrern, Walb und Zerbst. — Auch Graf Heinrich Schönsfeld, geboren 1884 auf Schloß Gieselberg in Niederösterreich, einer der Pioniere des Kraftfahrwesens, ist Ingenieur. Motorradfahrer war er schon 1902, Automobilist ist er seit 1903. Während des Krieges war er mit der Erprobung neuer Flugmotoren-Typen beschäftigt. — Flieger und Kraftfahrer im Felde war der Düsseldorf-er Volkhart, der sich mit mehreren bedeutenden Leistungen Rennpreise erkämpft hat.

Eine Verbindung zwischen Beruf und Sportart zeigt sich auch bei den Bogern, deren Können ganz auf grober Kraft beruht. Der 1897 geborene Hans Breitensträtter ist ein Beispiel dafür. Er lief als Vierzehnjähriger aus dem Elternhaus, ließ sich als Schiffsjunge anwerben und machte verschiedene abenteuerliche Fahrten nach Amerika und Australien. Lange trieb er sich in der Welt umher, war abwechselnd Seemann, Kellner und Cowboy. Im Jahre 1916 geriet er in englische Gefangenschaft und sah im Gefangenenlager auf der Insel Man zum erstenmal einen Boxkampf. — Aus allen bürgerlichen Berufen her kommen die



Der Meistergeher Paul Siebert als Mechaniker bei Borfig.

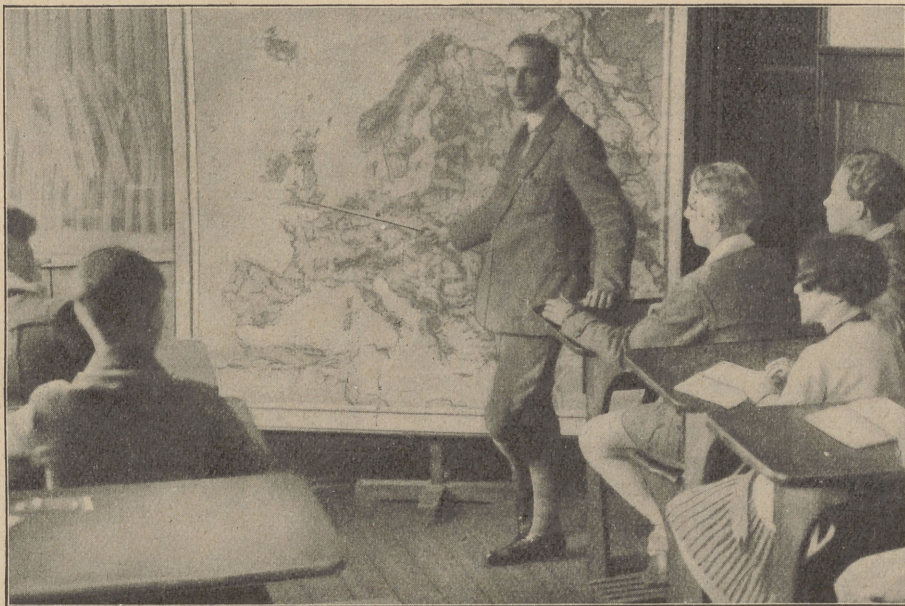
Scharen der Leichtathleten, Ballspieler und Wassersportler. Hier sind keinerlei Zusammenhänge nachweisbar, und der Sport erfüllt ganz seinen Zweck, einen Ausgleich zu schaffen, abzulenkten von dem Gleichmaß der alltäglichen Arbeit und durch einen gegensätzlichen Rhythmus die Eintönigkeit der Berufsarbeit aufzuheben. Der Geher Sievert und der Kanalschwimmer Bierkötter sind schon genannt. Feinmechaniker von Beruf sind Siegfried Diedmann, geboren 1903 zu Hannover,

1925 bei der deutschen Mannschaft zum Fünfländerkampf in Wien, und der gleichaltrige Hamburger Läufer Wilhelm Husen. Dem Kaufmannsstand gehören an der 1898 zu Goch im Rheinland geborene Hubert Houben, Deutschlands bedeutendster Kurzstreckenläufer der Nachkriegszeit, und Fritz Koepke aus Plathe in Pommern, einer unserer besten Mehrkämpfer. Der Breslauer Meisterläufer Scholz ist Handwerker, der Berliner Mag Skoczinski, bester deutscher Hochspringer der Gegenwart, Polizeibeamter. Der Eisläufer Arthur Bollstedt ist Ingenieur bei der Deutschen Werft in Hamburg, der ausgezeichnete Hamburger Tennisspieler Krenz arbeitet in einem Bankegeschäft. Tennissaltmeister Froitzheim ist Polizeipräsident von Wiesbaden. Der Speerwerfer Dr. Walter Lüdtke, geboren 1897 in Berlin, übt den Beruf eines Zahnarztes aus. Der Meisterfechter Erwin Cosmir, Inhaber der deutschen

Meisterschaften im Florett-, Säbel- und Degenfechten, besitzt ein Automobilgeschäft in Frankfurt a. M.

Aus den rein geistigen Berufen stammen nur wenige Sportsleute von Bedeutung. Aber hier ist vor allen Dr. Otto Pelzer, der siegreiche deutsche Läufer, geboren 1900 auf einem holsteinischen Gute, zu nennen. Er ist Lehrer und unterrichtete zuletzt in der Schule Wickersdorf. Auch der Düsseldorfer Emil Bedarff, der später gemeinsam mit Houben in Krefeld ein Sportartikelgeschäft gründete, war zunächst Lehrer. Und Lehrer ist auch der ausgezeichnete Segelflieger Martens.

Die eifrige sportliche Betätigung der verschiedensten Berufskreise wird ihre Früchte zeitigen. Schon jetzt hat unsere Volksgesundheit die im Kriege erlittenen Schäden zu einem großen Teil überwunden. Wir haben noch immer kräftige Männer in Deutschland! Und sollten bei den Amsterdamer Wettkämpfen die internationalen



Der Meisterläufer Dr. Pelzer als Lehrer.

Beziehungen wieder fester geknüpft werden, so wird der deutsche Sport, wie es in einer Kundgebung des Deutschen Seglerverbandes kürzlich gesagt wurde, auch nach außen stolz wieder die deutsche Flagge entfalten dürfen und das seinige dazu beitragen, Männer zu erziehen, die nicht in kleinlichen Parteistreitigkeiten untergehen, sondern ihren Ehrgeiz darin finden, dem unsterblichen Deutschland zu dienen. **J. M. R.**

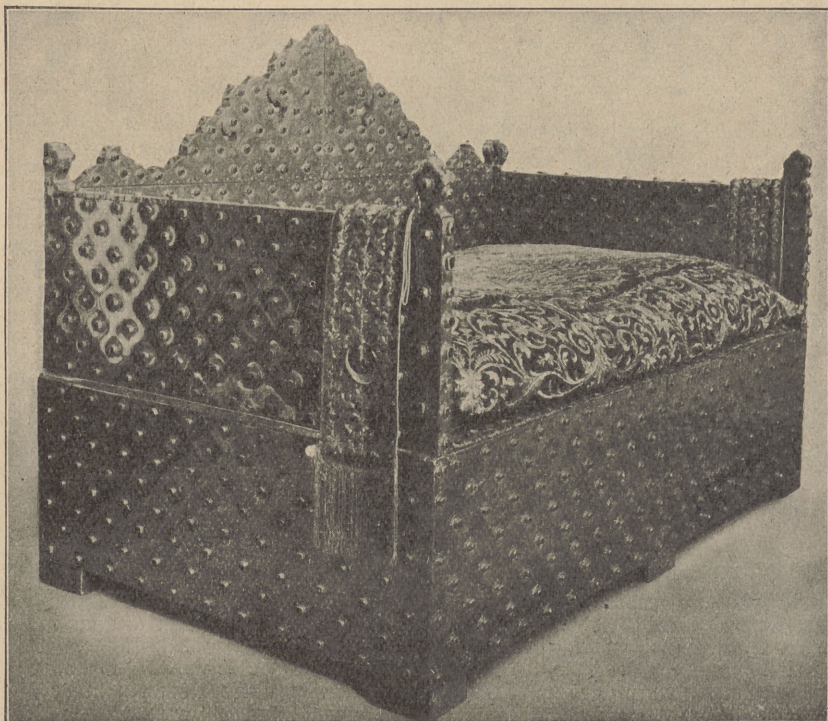
Die türkischen Staatsschätze.

Jeder souveräne Staat besitzt eine Anhäufung von Kostbarkeiten, die Kronschätze oder Staatschätze. Kein europäisches Land aber hat so reichhaltige Schatzkammern, wie die verschiedenen orientalischen Staaten; denn die Orientalen besitzen ein feines Verständnis und besonderen Sinn für Edelstein- und Edelmetallkostbarkeiten und die orientalische Schatzanhäufung ist sprichwörtlich geworden.

Auch die türkischen Sultane haben im Laufe der Jahrhunderte ganz enorme Schätze aufgestapelt, die nunmehr den Staatschatz der türkischen Republik bilden. Wie bekannt ist der erste Präsident der Türkei eifrig bemüht, seinem Lande westliche Kultur und Bildung zu vermitteln; diesem Zwecke sollen nun auch die ehemaligen Sultanschatze

dienstbar gemacht werden. Die türkische Regierung hat nämlich die Absicht, sie oder wenigstens einen Teil von ihnen auf dem Versteigerungswege zu verkaufen, möglicherweise auch nur einer Kapitalistengruppe, die der Türkei eine größere Anleihe gewähren soll, zu verpfänden und die erlösten Millionen zur Errichtung von Schulen in der Türkei zu verwenden.

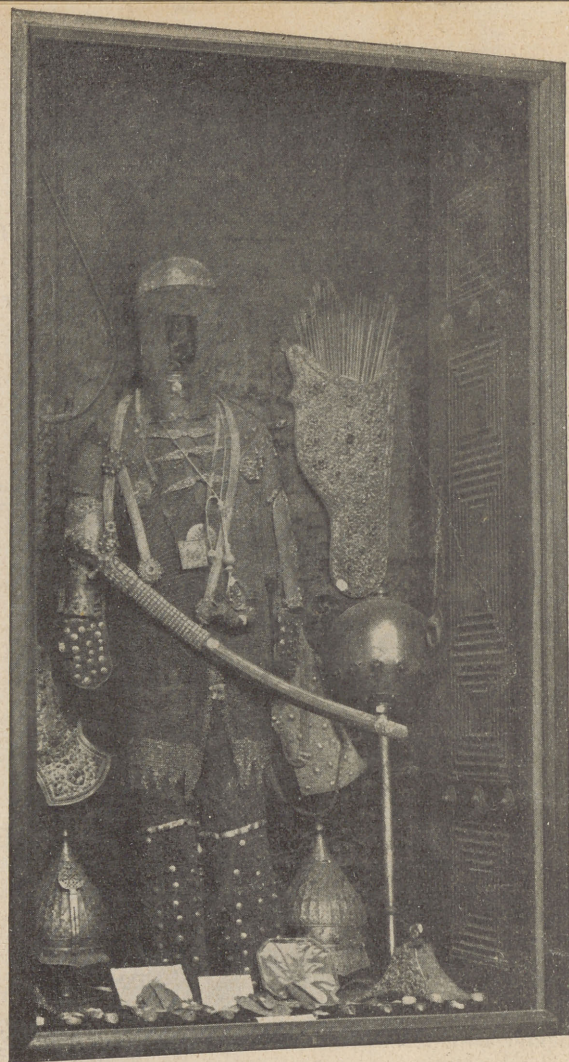
Um sich ein sicheres Bild von dem Werte der teils im alten Serail in Istanbul, teils im Finanzministerium zu Angora verwahrten Schätze machen zu können, beauftragte die türkische Regierung einen anerkannten Berliner Juwelen-, insbesondere Perlenschmied vom Juwelenhaus Margraf & Co., auf längere Zeit nach Angora und Istanbul zu reisen und eine genaue Schätzung vorzunehmen.



Massiv goldener, edelsteinbesetzter Sessel mit goldgesticktem Kissen im türkischen Staatschatz in Istanbul.

Dieser Beauftragte erzählt: Trotz der liebenswürdigen Einladung der türkischen Regierung hätte ich mich zu der Reise nach Konstantinopel—Angora kaum entschlossen, schon deshalb nicht, weil ich mir besonders die letzte Wegstrecke recht beschwerlich vorstellte; ich sollte aber angenehm enttäuscht werden. Was meinen Entschluß beschleunigte und zu einer Zusage machte, war der Umstand, daß mir durch diesen Auftrag die seltene, nur wenigen Europäern gebotene Möglichkeit gegeben wurde, einen Blick in die orientalischen Schatzkammern zu werfen, ja nicht nur das, sondern auch jede einzelne dieser märchenhaften, von Gold und Edelsteinen strotzenden Kostbarkeiten genau zu betrachten und kennenlernen zu dürfen.

Um es gleich vorwegzunehmen, meine an und für sich ziemlich hochgespannten Erwartungen wurden bei weitem übertroffen. Überrascht war ich über die nach unseren Begriffen überaus große Sorglosigkeit, mit der diese Millionen-schätze verwahrt werden. Keine Tresors, keine Safes, ein einfaches, antikes eisernes Tor, durch eine Seidenschnur mit Siegel gesichert, trennt die Schatzkammern von der Außenwelt. Allerdings sind in Stambul zehn Eunuchen des ehemaligen Hofstaats noch im Dienst, deren ausschließliche Aufgabe es ist, über die Schätze zu wachen. Beim Betreten der Schatzkammern sind genaue Vorschriften zu beachten; früher mußten 36, heute müssen nur mehr 16 Beamte gleichzeitig anwesend sein, wenn das Siegel gelöst werden soll. Wie überall, so beruhen auch hier die orientalischen Vorschriften auf einer feinen Menschenkenntnis: Es ist schwerlich anzunehmen, daß unter 36 Menschen solche Einigkeit herrscht, daß sie unter einer Decke arbeiten könnten, ohne sich gegenseitig zu verraten. Beim Betreten der Schatzkammern ist man geradezu geblendet vom Gleißeln des Goldes und vom Funkeln und Blitzen der Edelsteine. Der Eindruck ist einfach überwältigend. Abgesehen von faust-



Alte türkische Rüstung, Helme und Waffen mit bunten Edelsteinen und Diamanten besetzt.



Vitrine mit goldenen und silbernen, edelsteinbesetzten Gefäßen.

großen Rubinen, Smaragden und anderen farbigen Edelsteinen, die ja bekanntlich im Orient beliebter und begehrter sind, als bei uns, überwältigt vor allem die ungeheure Menge der schönsten und edelsten echten Perlen, für die die Orientalen eine besondere Vorliebe haben. In der Mitte des einen Raumes steht ein mächtiger Thron, ganz aus Gold und Karneol gefertigt und mit einer Prunkdecke bedeckt, die mit schätzungsweise 20 000 echten Perlen kunstvoll bestickt ist.

Prächtige Jagdausrüstungen, Köcher mit Brillanten und den an orientalischen Gegenständen stets wiederkehrenden Türken besät, Pfeile aus purem Gold, Schmuckgegenstände, Gebrauchsgegenstände, alles in verschwenderischster Weise mit Edelsteinen geschmückt. Säbel, deren Knauf ein walnußgroßer Diamant oder Rubin zierte, kehren in mehrfacher Auflage wieder.

Ich brauchte volle 14 Tage, um mir über die hier und im Finanzministerium zu Angora verwahrten Schätze auch nur ein annäherndes Bild machen zu können. Wenn man auch zugeben muß, daß die Sultansschätze möglicherweise von jenen des einen oder des anderen indischen Maharadschas an Wert und Reichhaltigkeit übertroffen werden, so kann man doch behaupten, daß sie mit zu den kostbarsten Schätzen der Welt zählen; darf man doch nicht vergessen, daß die Waffen- und Prunkkleidersammlung z. B. nicht nur einen ungeheuren Materialwert besitzt, sondern diesen Wert durch ihre historische Seltenheit ins Mehrfache steigert.

J. A. Kausel.

..... Abend vor Ostern. Von Friedrich Reimund.

Es ist im Dorf ein heimel'nd Treiben!
Es riecht nach Kuchen, Erde, Brot.
In den gepukkten kleinen Scheiben
Spiegelt sich goldnes Abendrot.
Die Gärtchen stehn in grünen Schleiern,
Die Jugend schwächt nach altem Brauch
Von Osterfeuern, Osterreizen.
Der Osterhas sprang aus dem Strauch.

Aus letzten Hauses stiller Enge
Strömt Lichtschein in den Sternraum.
Die Kinder üben Osterlänge,
Bis in den Schlummer, in den Traum.
Es ist vorm Dorf ein stiller Garten,
Wo Schläfer, schlummerkumm geriebt,
In Osterabendfrieden warten
Auf ihre selige Osterzeit.

Die Waisenkinder von Böttesfür

Roman von Marie Diers

11.

Nun war Lise bei den Kindern geblieben. Aber die Kinder halfen ihr nicht. Die Tage standen starr.

Sie gingen nicht von selber weiter, man mußte sie wie vollbeladene Karren schieben. Am Morgen war es, als müsse jedesmal eine schwere Tür aufgewuchtet werden, und wenn man sie aufhatte, standen die Karren dahinter.

Sie hatte die Kinder, sie war bei ihnen geblieben. Sie konnte Stöfing und Wieting hinten nachsehen, wie sie so einträchtig dahintraben, sie konnte alle ihre Jungens und ihre Dirns betun und mit ihnen sprechen, sie ausschimpfen und sich erzählen lassen.

Das hatte sie alles schon vorher auch gehabt, und die Liebe dazu. Nun konnten die Hören sie auch nicht trösten. Es war alles grau.

Jemand sagte: „Es ist heute schönes Wetter! Wie die Sonne scheint!“ Das ging ihr wie ein Messer durchs Herz. Ach, nur kein schönes Wetter! Nehmt doch die Sonne weg. Ach, wenn's bloß erst Nacht wäre!

Dann fürchtete sie sich vor der Nacht. Mitten im Schlaf weckte sie etwas auf, wie ein entsetzlicher Schreck. Sie mußte hoch, die Luft war ihr knapp, sie schnappte nach Atem. Eine Angst, eine Angst! Und so allein —! Niemand, der half —

Es ging dann wieder vorüber. Aber jeden Abend beim Zubettgehen die Angst, ob es wiederkäme.

Da meinte sie, das Fürchterlichste, das es geben könne, sei, sich vor der Nacht zu fürchten.

Nein — die Kinder halfen ihr nichts. Nichts half ihr.

Die Jungens hatten nichts anfassen dürfen, Gott bewahre! Denen zuckten aber die Finger, immer wieder langte eine kleine vorwichtige Hand nach einem lockenden Titel. Wupps, gab's eins drauf. Wegjagen konnte sie sie aber nicht, denn allein fand sie nichts. Ein schweres, altes Predigtbuch stand da, da waren aber die Predigten so lang, da hätten sie ja wohl drei Stunden daran gelesen. — Also es war nichts da. Sie war ganz enttäuscht. Nun mußte man vielleicht doch zum alten Kallies. Aber der packte einem dann auch irgendwas Unpraktisches auf, was eigentlich gar nicht paßte, und dann mußte man das nehmen, das konnte man nicht nur begucken und wegstellen, wie die Bücher hier in den Schränken.

Da sagte Andreas: „Mutting, wi willn doch dat läsen, wat hinnen in' Gesangbauk steiht.“ Ja, da stand Morgen- und Abendsegen für alle Wochentage drin. Aber das kam ihr ein bißchen kümmerlich vor, nur das zu lesen, was jeder Mann und jede alte Frau selber im Hause hatten und lesen konnten. Schließlich tat sie es dann doch. Nun hatten sich alle so an die immer wiederkehrenden Sätze gewöhnt, daß sie gar kein anderes Andachtbuch haben wollten.

Aber jetzt konnte sie das nicht mehr vorlesen. Ob es das Abendgebet am Montag, am Donnerstag, am Sonnabend war, immer kamen die Sätze darin vor, die ihr irgendwie mit dem verlorenen Glück verbunden waren. Sie wußte, ihre Stimme wäre gebrochen, wenn sie das hätte lesen sollen, und sie hätte das Weinen nicht aufhalten können. Da schloß sie Zahnschmerzen vor. „Andreas, lies du.“ Die Kinder glaubten es ihr auch, weil sie so verstört aussah. Sie redete auch



Pflüger. Radierung von Ernst Eimer.

Sie stürzte sich in übermäßige Arbeit, putzte den Keller aus bis ins letzte Eäcken, scheuerte und bürstete, es ließ sie für Augenblicke ihre Not vergessen. Nachher stand sie um so größer wieder da.

Sie wollte an Nach nicht mehr denken. Er hatte sie nicht lieb, sonst hätte er sie nicht verlassen. Sie war nun schon so weit, daß sie glaubte, wenn er ihr nur recht zugeredet hätte, dann wäre sie ihm auch gefolgt. Aber das war ihm nicht der Mühe wert gewesen.

Sie hatte damals wirklich den Abendsegen eingeführt. Mit Wulf und Andreas hatte sie vor Herrn Justizrats Bücherschränken gestanden, um ein Abendsegenbuch zu finden.

bei Tisch nicht wie sonst. Am Abend sagte sie: „Andreas, lies wieder.“ Am nächsten Tag hatte Friedchen Franke es schon herungebracht, daß es mit ihr und dem Doktor aus sei.

Es blieb jetzt dabei, daß Andreas las. Er machte es sehr schön und hatte selber Freude daran.

Die großen Jungens waren gar nicht böse, daß es mit dem Doktor vorbei sein sollte. Sie versprachen sich nichts von einem Waisenvater, an Lisemutter hatten sie reichlich genug. Noch weniger paßte es ihnen, daß etwa die Mutter wegging und eine neue herkam. Nun sollte alles bleiben, wie es war. Sie hatten nichts dagegen.

An einem Mittag, als Lise in ihre Kammer kommt, um

sich etwas zu holen, steht ein Knirzbusch auf ihrem Tisch, mit Tannenzweiglein und Zapfen drin, ordentlich in Wasser gesetzt. Ein wunderhübscher Anblick.

Im ersten Augenblick denkt sie — — ach, sie kann's vor Scham nicht zum zweitenmal denken, was sie gedacht hat. Es hat ihr richtig einen Schlag gegen das Herz gegeben. Dann kommt sie schon darauf, daß es eins von den Kindern gewesen ist. Und da weiß sie auch, worüber sie sonst noch nicht nachgedacht hat, daß sie wissen, daß sie es alle gemerkt haben.

Der kleine Strauß sieht sie so seltsam an. Der sagt zu ihr: „Wein' man nicht. Wenn einer dich nicht will, wir wollen dich schon.“

Sie setzt sich hin, mit dem Kopf auf dem Tisch bricht das verzweifelte Weinen aus. Sie kann und kann sich nicht fassen.

Sie soll sich freuen über den kleinen Strauß. Sie kann sich nicht freuen. Sie kann nicht mal nachdenken, wer es wohl gewesen sein mag. Sie weiß es mit einemmal, daß es kein Leben mehr für sie gibt, außer ihm. Die Kinder und das Waisenhaus und alles ist ihr egal, wenn sie ihn nur wieder zurück hat — —

Seine Kisten und Kasten stehen gepackt. Er hat einen Nachfolger besorgt und geht nach Berlin. Da hat er von einem alten Herrn durch persönliche Beziehungen die Praxis bekommen. Er hat den Haß des Landmenschen gegen die Großstadt, des Provinzlers gegen Berlin. Aber es macht nichts aus. Je schwerer und zuwiderer es ist, was ihn erwartet, um so besser. Sich mit dem Tag herumschlagen, das ist das Beste. Nur weg von ihr, wo jeder Stein, wo jeder blätterlose Strauch eine seltsame Sprache führt.

Der Abend fällt, es regnet. Der Winter scheint schon zu Ende. Es ist wie Frühlingsluft und Frühlingsregen den ganzen Tag gewesen. Wenn er hier auch noch das Spritzen und Grünwerden sehen sollte, da verlöre er den Verstand. Es ist dunkel im Zimmer und kalt. Lampen, Schreibgerät, alles eingepackt und zugenagelt. Morgen mit dem Frühesten geht es fort, wenn es noch dunkel ist. Der Postwagen fährt um fünf, es ist gut, da sieht er nichts mehr von der Stadt, vom Marktplatz, von allem. Seine Wirtin kummert sich nicht mehr so liebevoll um ihn, da er ja doch fortgeht. Er hat gegen Abend noch einmal versuchen wollen, den erkalteten Ofen zu heizen, das Feuer ist nicht angebrannt, da hat er es gelassen.

In seinem Wartezimmer sind plötzlich Schritte. Es muß jemand hereingekommen sein, ohne daß er es beachtete. Es war längst keine Sprechzeit mehr, aber daran hatte er bis zuletzt die Leute nicht gewöhnen können. In Gedanken hatte er vorhin schon mit dem letzten Kranken Schluß gemacht. Es wollte scheinbar hier nicht aufhören.

Er ging, die Tür zu öffnen. Ein Kind, ein Mädchen im Umschlagetuch. Da er keine Lampe angesteckt hatte, sah er nur ihre Gestalt im hereinsfallenden Licht der Straßenlaterne.

„Wer bist du?“

„Eine Wachsmuth. Von' Waisenhaus. Mutter schickt 'n Zettel.“

„Ein Zettel?“ —

Er nahm ihn. Seine Hände wurden eiskalt.

Er stürzte ans Fenster, hielt es in den Laternenchein. Mit Bleistift geschrieben. Paar Zeilen. Vor seinen Augen flimmerte es. Kreuzbomben, Kerl, nimm dich zusammen, daß du es herauskriegst!

Er las, er entzifferte Wort für Wort —

„Wenn's wegen den Waisenhaus ist, das will ich dann lassen. Aber ausdrängen, das tu' ich man nicht. L. Borchert.“

Am siebzehnten März, unter Flockentreiben und grim-migen Nachwinterwinden, führte Bürgermeister Raspe die neue Waisenumutter ein.

Er hatte gemischte Gefühle dabei, es war ihm lieb und doch leid. Er dachte: Wenn ich die Dame schon bei Serrahns Tode gekannt hätte, hätte ich sie unfehlbar gewählt und wäre gar nicht auf den Gedanken verfallen, ein junges, unerfahrenes Mädchen aus dem elterlichen Laden herauszuholen. Ich hätte mir damals gesagt, daß sie sicher nicht vollkommen wäre, nicht einmal im Punkt der vier Bedingungen, daß sie sie aber so gut wie irgendeine andere erfüllen würde, und daß ihre Vorzüge unverkennbar wären. — Es ist schade, daß dem Freund Raß nicht schon damals diese Dame einfiel. Was er mir da auf der Straße zumurmelte, war doch schon mehr Unfug. Ich hätte mir meine ganze häusliche Ärgernis

gespart, und auch der Zusammenstoß mit der gebildeten Jenny wäre durchaus abgepolstert gewesen.

Aber dann wäre das Erlebnis mit der lüthen Lisemutter nicht gewesen, und da hätte ich vielleicht doch das Schönste nicht gehabt —

Die Einführung war im Ejsaal. Der Raum war auf Anordnung Raspes geschmückt worden. Frau Sengpiel sagte, sie hätte dabei ihre Not mit den Kindern gehabt, sogar die großen Mädchen hätten nicht herangewollt. Aber sie mußten natürlich. Nun war er mit Blattgewächsen und Tannengebunden geschmückt. Bei Lisemutters Einzug war keine Einführung gewesen, und im Ejsaal hatte ein schmutziges Tisch-tuch gelegen. Sie war mit ihrem Bündelchen in die Dach-kammer gezogen, und ihre Kommode war hinterdrein gekommen. Frau Sanitätsrat Koloff bezog die Serrahnsche Schlafstube und das verschlossene Zimmer der Justizrätin war aufgetan, die Hüllen waren abgenommen und die Teppiche und seidenen Möbelbezüge sorgfältig gesäubert.

Das gehörte sich auch alles so.

Die Sache mit der kleinen Lise war doch vielleicht nur ein „Provisorium“ gewesen, ein richtiger Nothelfer. Es war heiligt, daß sie ihr junges Herz entdeckt und den Weg der frischen Natur gegangen war. Jetzt wurde es hier erst das richtige Waisenhaus, das man ernst nehmen konnte.

Aber — —

Frau Sanitätsrat Koloff war eine stattliche Dame. Die Fülle ihrer Gestalt wurde durch einen tadellosen Wuchs ausgeglichen und zu einer natürlichen Würde geschlossen. In ihren Zügen war die sichere Ruhe einer vielfältigen Erfahrung, die so leicht durch nichts mehr zu erschrecken ist. Ihr Wesen gegen ihn und die anderen Herren des Waisenkuratoriums war verbindlich.

Der Präpositus hielt auch eine kleine Rede. Kam es ihm nur so vor, oder zitterte auch durch die Worte des alten Herrn eine wehmütige Bewegung, die er kaum meistern konnte, ein ganz leises Bangen vor der Zukunft, trotz allem —?

Raspe sah die Kinder dastehen. Die Kleinen in einer langen Reihe vorn, die Großen in zwei Reihen dahinter. Die Kleinen bammelten mit den Beinen und sahen keinen Augenblick still. Er winkte und drohte ihnen zu, aber sie sahen, angezogen durch seine Hand- und Kopfbewegungen, zu ihm hin, setzten aber ihre Stramperei unbekümmert fort, als ginge sie das gar nichts an. Stöffing und Wieting beargwöhnte er am allermeisten. Die sahen Hand in Hand am linken Ende der Reihe, aber halb von den Stühlen herunter und so sprungbereit, als würden sie im nächsten Augenblick herunterplumpsen und einmütig abtraben oder sonst irgendeinen Unsinn anstellen.

Er fühlte sich halb verantwortlich für die Gesellschaft und kam allmählich in einen leichten Angstschweiß.

Die Großen saßen ja still, aber erfreulich war ihr Anblick auch nicht gerade. Voran die Mädchen. Die kranke Herzspringe, der es in letzter Zeit wieder schlechter ging. Daneben die Lise Wachsmuth, das biedere rote Gesicht vollkommen, geradezu herausfordernd verheult. Auch den anderen saßen die Tränen dick, und jeden Augenblick konnte man gewärtig sein, daß ein Konzert losging. Ach, lieber Kallies, mach' du wenigstens es nicht so rührend.

Die kleine Lammers hatte ihre traumdunklen Augen mit einem Ausdruck, als wenn eine böse Fee dasäße, auf die neue Waisenumutter gerichtet. Was mochte in dem kleinen, verstrudelten Kopfe vor sich gehen? Würde Frau Sanitätsrat dort Ordnung schaffen?

Lächelnd und reizend saß Friedchen Franke am Ende der Reihe. Sie warb gleichsam um die Blicke der neuen Mutter, aber auch um die der anwesenden Herren. Von der hatte Lising ihm noch bei der letzten betrübten Abrechnung gesagt: „De wullt' doch ook noch 'n bäten spornen. Dat blifft nu allens na!“ Ein Brautglück in Tränen, lüthe Dirn. Aber was! es geht doch eben nicht anders. Man soll der Natur nicht spotten. Es ist nur gut, daß sie ganz weg sind. Berlin wird ihre Tränen schon auftrinken.

Wenn du auch denkst, daß das Herze dir bricht,

Junge Leiden schmerzen, doch töten sie nicht.

Der Doktor Raß, solchen Seligkeitskerl hat er ja wohl im Leben noch nicht gesehen. Der wird es ihr schon aus dem Sinn bringen, das Waisenhaus von Bötesfür. Ist besser so. Hier wär's ewig halber Kram geblieben.

Die Jungens. — Die sehen nicht verweint aus, nicht mal der zarte Wulf von Schröder. Dafür sind's Männer.

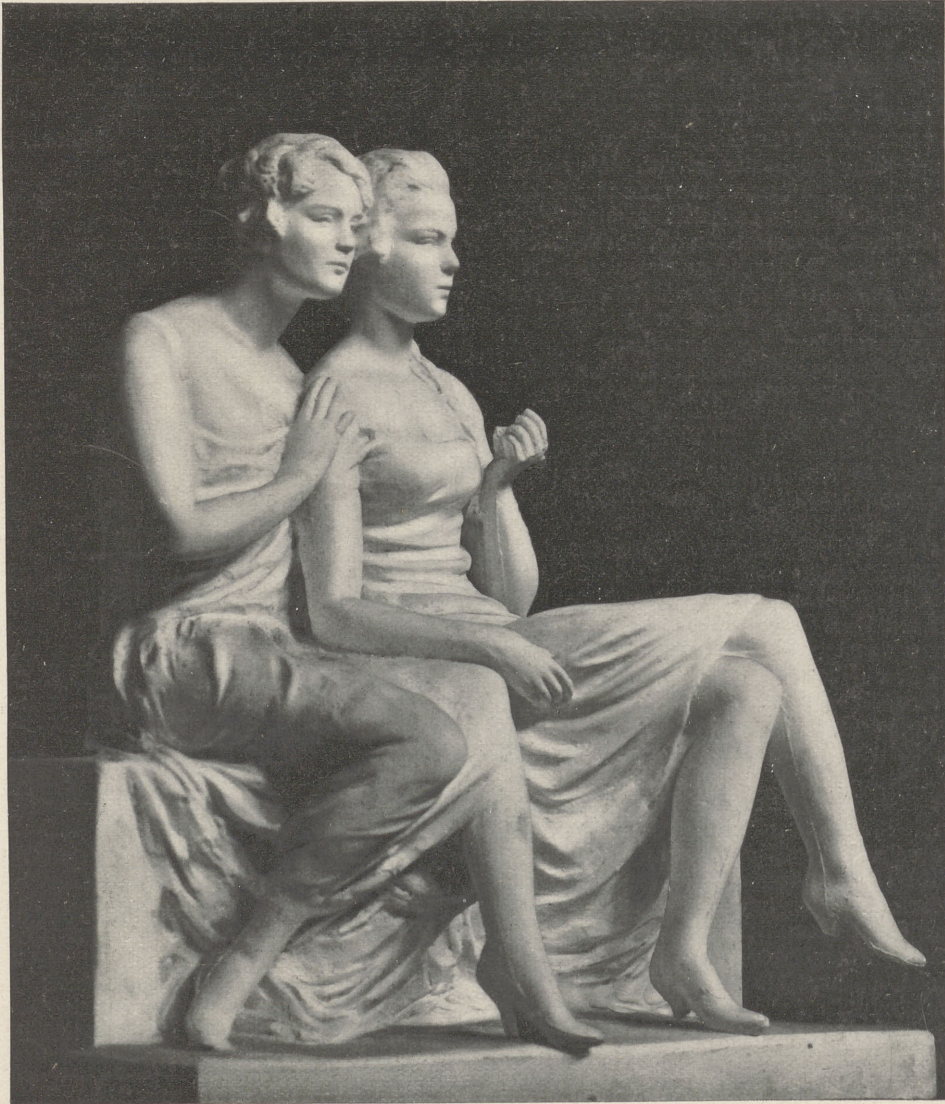
Aber sie sehen schlimmer aus als verweint. Verbissen, aber nicht zum damit Späßen. Sogar der Briefträgerjunge, der doch kein Schlagetot ist, hat etwas im Gesicht, das ist nicht gut. — Doch Frau Sanitätsrat wird sicherlich damit fertig. Er sieht sie an. Die lächelnde Sicherheit in Person. Ach, Jüngens, die kriegt ihr nicht unter.

Schade — —

Hat er das gedacht? Der Bürgermeister? Gut, daß die Köpfe nicht von Glas sind. Merkwürdig mühte es doch wirken, was in einem Bürgermeisterkopf vorgeht bei der feierlichen Einführung einer ehrenwerten Waisenhausmutter. — Rums-bums macht's. Da stehen sie wahrhaftig neben ihren Stühlen, die heillosen Wichte, die kleinen Pagels. Hat er's doch geahnt. Nun machen sie kehrt, nun wollen sie abtragen. „Halt! Stillstehen!“ raunt er in die Rede des

Sie sitzt in unentwegter Ruhe, keine Muskel regt sich in ihrem regelmäßigen Gesicht. Raspe denkt: „Sie sitzt nicht, sie thront. — Na ja, sie ist an so etwas gewöhnt. — Endlich macht Kallies Schluß. Er hat's nüchtern gemacht, und das war gut.“ — —

Als alle andern fort waren, jagte die Sanitätsrätin zu den Herren des Kuratoriums: „Darf ich gleich zweierlei zur Debatte stellen? Erstens ist die Zahl der Kinder für die zur Verfügung stehenden Räume zu klein. Da das Land Zuschuß zahlt, wäre es sogar vorteilhaft, die Zahl mindestens um ein Drittel, wenn nicht auf das Doppelte, zu erhöhen. Zweitens ist mir der völlig unmögliche Fahr- und Fußweg nach hier oben unangenehm aufgefallen. Ich darf wohl die Bitte aussprechen, daß bereits in den nächsten Tagen mit der Pflasterung dieses schrecklichen Weges begonnen wird.“



Mutter und Tochter. Kleinplastik von Prof. Alexis Lux-Budapest.

Präpositus. Es ist schon eine leise Unruhe entstanden. Ein Glück, daß er dicht daneben auf der Seite der Ehrenplätze an der Wand sitzt, kriegt Stöffings Arm zu fassen. „Hierbleiben! Was soll's?“

„Wieting will nich mieh'r sitten,“ sagt die unbekümmerte Stimme des Wichts. Für den genügt das, die Feier zu unterbrechen.

Raspe fühlt sich scheußlich verantwortlich für die Ordnung hier. Er schwigt jetzt ganz richtig. Da fällt ihm was ein. Er hat sich wegen Hustenreiz ein paar Malzplätzchen eingesteckt, holt sie heraus, steckt jedem eins in die kleine Faust. „Jetzt setzt ihr euch wieder.“

Da klettern sie denn auf ihre Stühle zurück.

„Lieber, alter Kallies, mach's kurz. Sonst geht noch was Schlimmeres los als ausbrechende Wichtelmänner. Hörst du nicht Eine Wachsmuth knirschen? Und fängt erst eine an, dann gnade Gott.“

Er wirft einen Blick auf die neue Waisenmutter. Was wird sie zu all den Störungen sagen?

Eine Debatte fand nicht statt. Die Herren verschlossen sich der Richtigkeit der beiden Punkte nicht. Die Pflasterung würde man den Stadtvätern vorlegen. Ohne Zweifel würde das durchgehen. Der erste Punkt beschäftigte Raspe mehr. „Sie will verdoppeln,“ dachte er. „Sie hat von der Sorte also noch nicht genug. Mut hat sie ja.“

Mut hatte Lising auch. Vielleicht einen etwas anderen — Nun, es ging, wie es ging. Solche Lebensdinge lassen sich nicht gebieten. Solche Waisenmutter wie das Lising fällt nicht aus jedem Pflaumenbaum. Das ist auch ganz gut. Frau Rosoff paßt besser in die feststehende Ordnung. Man soll das Feststehende nicht umdichten, und der blonde, kleine Racker, der dichtete um.

In Berlin, in seiner Wohnung im dritten Stock, nur um ein Stück erweitert, in der einmal Doktor Rack sich sein junges Eheglück gegründet hatte, wohnte er auch heute noch. Es waren auch zum großen Teil noch dieselben Möbel. Aber es waren dreiunddreißig Jahre seit jener Morgenstunde

darüber hingeflossen. Ihre Kinder waren aufgewachsen und gediehen, ein kernhafter Nachwuchs. In der Ehe war gesundes Wetter gewesen, alle die dreiunddreißig langen Jahre. Im Abenddämmern schlich dann oft die Sehnsucht heran nach der großen verlassenen Kinderschar, das heiße, bittere Weh, das einst so großmächtig und bang nachstarrte, als die junge Waisenuutter alles hinwarf und mit dem Liebsten ging.

Es war keine Reue möglich darum, denn das lebendige Leben rollte in starken Wogen heran, ihr Schifflein zu tragen, aber es blieb der dunkle Hintergrund ihres Daseins, der seltsam mitschwingende Ton in dem ausbrechenden Frühlingstonjert. Man konnte wohl sagen, daß alle ihre eigenen die Kinder vom Waisenhaus nach Namen und Art kannten und ganz genau wußten: wer ist Johann Wagner, was hat Alle angerichtet, wie sehen die Lebhaften aus? Und daß sie selber sich mit der Frage quälten, ob Andreas Lemke wohl was hätte lernen können. Ihr dritter, der ein großes Zeichentalent hatte, hat ihr einmal ein Bildchen geschenkt: Wieting und Stöfing, von hinten gesehen, miteinander abmarschierend. Es war wirklich ein bißchen ähnlich, und Lise ließ es sich einrahmen und hängte es über ihren Nähtisch.

Ganz richtig Hochdeutsch hat sie nie gelernt. Am liebsten fuhrwerkte sie im Plattdeutschen herum, und alle ihre Kinder sprachen es wie Wasser. Deswegen tuschelten auch manchmal ein paar Damen über sie. Es wurde dann aber auch lächelnd und nickend erzählt, daß der Doktor, schon im grauen Kopf, öfter sagte: „Keine Musik ist so schön wie das Geschnack meiner Frau.“ Und manches mag ja auch in dieser Familie falsch und verkehrt gemacht sein, aber eins stand fest, daß selbst ihre gebildeten Söhne und Töchter nie bei einem falschen Dativ von ihr gezeugt haben, sondern was Mutter tat und sagte, war das Beste zwischen Himmel und Erde, und sie hatten überhaupt die beste Mutter von allen.

Ob's nun wahr war oder nicht, jedenfalls wird es immer in dem Augenblick wahr, wenn die eigenen Kinder es behaupten.

Jetzt war der große Krieg gekommen. Ihre vier Söhne waren drin. Ihr Schwiegersohn und Mann auch, dieser mit seinen sechzig Jahren in einem Lazarett in Diedenhofen. Sie war allein zu Hause mit ihrer Jüngsten, der fünfzehnjährigen Heide, und lebte nun von den Feldpostbriefen.

Sie wußte, daß sie auf dem Punkt stand, alles hergeben zu müssen: ihren Mann, ihre Jungens, den Mann ihrer Nise. Nur die kleine Heide konnte ihr vielleicht bleiben. Auf diesem Punkt haben viele Frauen und Mütter gestanden. Es war eine große Zeit.

Sie selber war über die Mitte der Fünfziger hinüber. Sie sah etwa aus, wie ihre Mutter ausgesehen hatte. Doktor Rad fand das. Es wäre keine Schande, meinte er, damals im Papierladen habe er das schon vorausgesehen. Darauf war er sehr stolz, obwohl Lise meinte, was dabei wäre, das hätte jeder vorauswissen können. Er sagte ihr aber nicht, daß sie doch noch ein bißchen anders aussah. Es stand allerlei in ihren Zügen geschrieben, was die alte Borchert nicht drin hatte haben können, denn sie hatte ein gut Stück weniger erlebt und durchgemacht als ihre Tochter.

Eines Tages kam wieder ein Brief aus Diedenhofen. Der Doktor schrieb seiner Frau, er müsse ihr etwas erzählen, das sie, wie er sie nun einmal kenne, in eine ganz übertriebene Aufregung hineinbringen werde. Und er sei nicht da, um ihr ein geistiges Brausepulver zu geben. Aber gleichviel, es müsse dann eben durchgetobt werden.

Also: er habe hier einen Verwundeten mit schwerem Lungenschuß, einen älteren Mann, Fabrikarbeiter, dessen Söhne auch schon im Felde stünden. Er hieße Johann Wagner und ließe sie grüßen. —

Lange, lange, jahrelang, jahrzehntelang hatte Lise auf so etwas gewartet. Auf das plötzliche Auftauchen eines ihrer Waisenhauskinder, auf eine Nachricht, einen Gruß. Es war nie etwas gekommen.

Nun kam es. Aus dem Lazarett. Vielleicht von einem Sterbenden. Ihr oller dummer Jung, ihr Johann Wagner! Alles tauchte wieder auf. Alles stand da.

Sie konnte sich nicht aufrecht halten, setzte sich auf einen Stuhl, mitten in der Stube. Heides Kopf in der Tür. „Mutting, was soll —“ irgendeine Küchenfrage. „Ach! ist ein Brief von Vating?“

„Geh' raus, marsch.“

Mal ein Augenblickchen allein. Mien ollen Jung — im Lazarett — in die Lunge haben sie ihn geschossen —

Nun las sie weiter. Aber es war nicht mehr viel darin gesagt. „Er kann nicht viel sprechen. Seine Gemütsart scheint finster. Ich fürchte, er gehört zu den Roten. Nächstesmal mehr von ihm. Denk' nicht zuviel daran, Lising, das hat keinen Zweck. Du änderst nichts am Lauf der Welt, wenn Du auch immer denkst, daß Du es kannst.“

Klugschnader. Ich änder' nichts, meints wegen. Drum kann ich doch dran denken. Mien ollen Jung, mien ollen Jung! Nun liegt er auf den Tod. Seinen Vater haben sie auch im Krieg totgeschossen. Das schad't ja auch nichts. Das ist der schönste und stolze Tod für jeden richtigen Mann. Und wenn alle meine vier lieben Jungens — jawohl, das ist und das bleibt. Aber er hat damals schon finstere Gedanken gehabt. Wer hat das gemacht, daß er zu den Roten ging? Das ist kein Schimpf gegen ihn, das ist ein Schimpf gegen uns.

Jetzt geht er vielleicht aus dem Leben mit finsternen Gedanken, und ich konnte nicht mehr mit ihm reden. Auf mich hat er doch immer gehört. Wenn ich bloß in Diedenhofen wäre, ich wollt' schon mit ihm reden. Auf mich hört er gewiß noch heut. Mien ollen, leiven Jung!

Sie saß in Tränen.

Im nächsten Brief stand wieder von ihm.

„Ich habe mit Deinem sogenannten alten Jungen geredet. Ihm Deinen Gruß bestellt. Er hat gesagt: ‚Die hat mir gefehlt.‘ — Lising, ich schreibe Dir das nicht gern, das kannst Du Dir von mir wohl denken. Nun sitzt Du da wieder mit fest, ich weiß das schon. Aber der Mann kommt schwerlich durch, und da ist es meine Pflicht, über alles weg, seine Bestellung unverkürzt auszurichten. Es ist ein im Grunde braver Kerl, es ist an ihm gesündigt, das gebe ich zu.“

„Du weißt es nicht, er hat als Kind in eine Zwangserziehung müssen, er ist dann den Hekern in die Hände gefallen, die haben es leicht gehabt mit ihm. Er hat allerdings immer seinen gesunden Menschenverstand und auch wohl sein kernfestes Herz im Leibe gehabt, es hat ihm vieles nicht gefallen bei den Sozis, sagt er. Es wären zuviel Juden drin, meinte er, die drehen den ganzen Grundgedanken herum. Denn das mit der internationalen Verbrüderung, das sei doch nur für die Dummgeborenen, aber nicht für Leute, die im Krieg gewesen wären und ihre Fünf noch beieinander hätten. Zum Schluß bluteten sie hier auch nicht für den Kaiser und die Generale, aber für die dicken Juden in der Heimat und der Etappe. Aber ein Umsturz müsse doch mal kommen, und wenn der Krieg darüber verloren ginge. Denn der würde ja doch nur für das Kapital geführt, und wenn der Umsturz da sei und die Arbeiterschaft obenan, dann müsse man die Juden abstoßen und gesunde Verhältnisse schaffen und einen wirklichen nationalen Staat gründen, in dem nicht bloß die Hohen und die Reichen den Vorteil hätten.“

„Lising, das habe ich alles so nach und nach aus dem Mann herausgeholt, weil ich an Dich dachte. Mein Reden und Antworten hat nicht viel genügt, nur wenn ich sagte: ‚Das sagt meine Frau,‘ dann horchte er auf.“

„Ich will's Dir auch sagen, mein alter Schatz: Das Erlebnis gerade mit diesem Mann hat mich geschüttelt. Weil darin alle die Sorgen lebendig wurden, die mein Lising durch unsere lange, schöne Ehezeit getragen hat, und die ich ihr oft verwies. Ja, Kinding, Du hast dem Manne gefehlt im Leben. So eine wie Du, die nicht von oben herab nur tadelte und ermahnte und Anschauungen anderer Lebenskreise, die er gar nicht haben konnte, ihm aufdrängte. Sondern die mit auf seiner Stufe stand und ihn bis in den Grund hinein verstand. Die hätte ihm geholfen und einen andern aus ihm gemacht.“

„Lising, nun kommt das Letzte, das ich Dir erst nicht schreiben wollte. Heute früh ist er gestorben. Aber so oft ich abkommen konnte, war ich bei ihm. Ich habe dann nicht als der mit ihm geredet, der ich bin, sondern an Deiner Statt. Ich habe mir nur immer gedacht: ‚Was würde sie sagen?‘ Das Dir zu schreiben, schäme ich mich nicht. Er hat nicht alles eingesehen, aber wenn ich Dich nannte, wurde er still. Einmal lächelte er ein ganz klein bißchen. Dann sagte er: ‚Sei wier 'ne fixe Dirn.‘ Und einmal: ‚De hett uns' Waisenuutter bliwen müßt.‘ Einmal vor sich hin: ‚Lisingmutter.‘ Zuletzt hat er nichts mehr gesagt, ist still hinübergeschlummert.“

„Lise, meine Lise, ich tat gut, Dich zu holen. Unsere eigenen sechs zeugen dafür. Aber eine Schuld ward doch begangen. Wir kommen nicht durch dieses widerspruchsvolle Leben ohne Schuld. Und Gott sei uns gnädig, wenn diese Schuld gegen uns nicht aufsteht.“

Zwei Söhne fielen dann. Der dritte wurde leicht verwundet, der Schwiegerjohn sehr schwer. — Rad war noch immer in Diefenhofen. Leute, die ihn dort sahen und zu seiner Frau kamen, ihr Grüße zu bringen, konnten es ihr nicht verhehlen, daß er schwer angegriffen sei, und daß sie sich vorbereiten müsse, ihn sehr gealtert wiederzusehen.

Eines Tages kam wieder ein Brief von ihm, ein Zeitungsausschnitt fiel heraus. Sein eigenes Schreiben war nur kurz. „Dies, was hierin steht,“ schrieb er. „Entscheide selbst. Ich rate Dir zu. Ich erkundigte mich auch schon

unter der Hand. Ein zweiter oder eigentlich ein dritter Arzt ist jetzt nach der großen Stadterweiterung durchaus am Platz. Die Tätigkeit dort wäre mir lieber als jetzt wieder nach Berlin. Es soll aber auf Deine Entscheidung diesmal ganz allein ankommen, mein Lütting. Nicht wie vor mehreren dreißig Jahren, als ich Dich unterdrückte.“

Die neue beigelegte Anzeige war groß gedruckt und lautete: „Waisenhausmutter gesucht für die schöngelegene Serrahn'sche Waisenanstalt in Bötterfuer. Meldungen und Lebenslauf einzureichen bei Bürgermeister Raspe.“

(Fortsetzung folgt.)

„Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung.“ Von Dr. Paul Weiglin.

Auf dem Karolinenplatz zu München, nicht weit von den Propyläen, ragt ein eherner Obelisk. Er ist aus Kanonen gegossen, die die Türken in der Seeschlacht von Navarin eingebeut haben. Ludwig I., der Vater des ersten Griechenkönigs, der schwärmerische Philhellene, hat sie angekauft. Und von ihm, dem echten Deutschen, einem der wenigen Fürsten, die ungebeugt vor Napoleon standen, stammt die merkwürdige Inschrift auf dem Obelisten: „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung.“ Das Königswort ehrt 30 000 Bayern, die im russischen Feldzug geblieben sind. Deutschland mußte nach Ludwigs Meinung auch dieses unerhörte Opfer der Knechtschaft bringen, um stark und reif zu sein am Tage der Freiheit.

Am 18. Oktober 1833, dem zwanzigsten Gedenktag der Leipziger Völkerschlacht, wurde der Obelisk enthüllt. Es war eine glänzende Feier. Die fünf Regimenter der Münchner Garnison paradierten auf den fünf zum Karolinenplatz führenden Straßen. Der König mit seiner Gemahlin Therese kam mit seinem Gefolge von der Residenz her durch die Briener Straße geritten und nahm auf einer Tribüne Platz. Auch Ludwigs dritter Sohn, der zwölfjährige Luitpold, der spätere Prinzregent, war dabei. Von Berlin war der Kronprinz, der einst Friedrich Wilhelm IV., Ludwigs Schwager, eingetroffen. Fürst Wrede, der die Bayern in den Schlachten und Schrecknissen des russischen Feldzugs geführt hatte, hielt die Weiherede. Unter Kanonendonner fiel die Hülle. Am Abend Festvorstellung im Nationaltheater: Schillers „Tell“. Am nächsten Tage Festafel in der Residenz für die Feldzugsteilnehmer; es waren 197 Offiziere, 174 Unteroffiziere und Gemeine, 20 Beamte, und man hatte sie nach ihrem Rang auf drei Säle verteilt. Man dachte nicht mehr daran, wie

J. von Kausler, der andere von dem Professor der Militärwissenschaften an der Berner Universität Rudolph Lohbauer verfaßt. Die Originalzeichnungen Faber du Faur sind vor



Selbstbildnis des Faber du Faur.

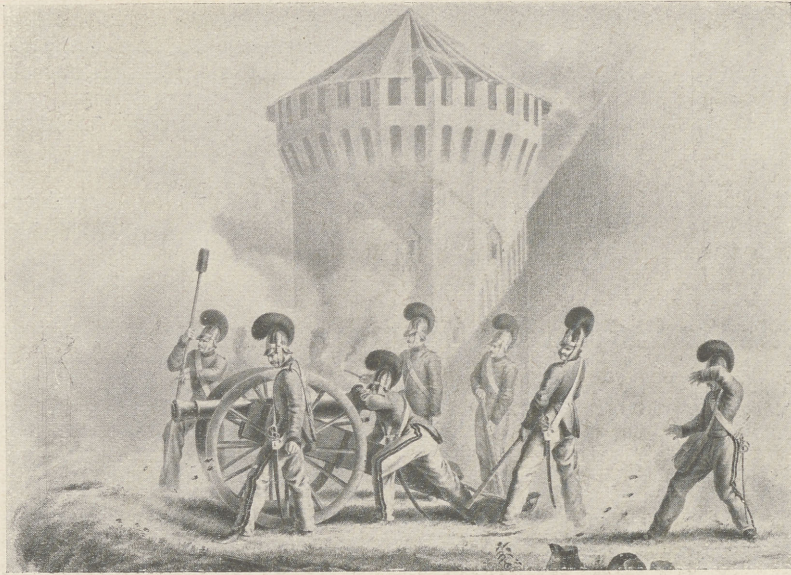
Um dieselbe Zeit war ein württembergischer Offizier damit beschäftigt, Skizzen, die er im Felde angefertigt hatte, durch den Steindruck zu vervielfältigen. Das erste Heft mit fünf großen Blättern war 1831 erschienen; in langamer, aber steter Folge wuchs das Portefeuille, bis es im Jahre 1843 mit etwa 100 Bildern abgeschlossen war. Das Gesamtwerk kostete 100 Gulden. Zweimal erschien ein Textband dazu, der erste von einem Feldzugskameraden geschrieben, dem württembergischen Major

kurzem ein kostbarer Besitz des Bayerischen Armeemuseums in München geworden. In ihnen wie dem Obelisten hat München einzigartige und erhabene Denkmale an einen Krieg, der die Blüte der Mannschaft aller deutschen Stämme verschlungen hat. Einem Boten des Kaisers Alexander rief Napoleon zu: „Ich gebe monatlich 30 000 Menschen aus!“ Das entsetzliche Wort ist von der Wirklichkeit furchtbar überboten worden. Fünf Armeekorps der Großen Armee bestanden aus deutschen Truppen, Württembergern, Bayern, Westfalen, Preußen und Sachsen; dazu kam noch ein österreichisches Hilfskorps. Die Verluste waren erschreckend. — Von 24 000 Westfalen lehrten höchstens 3000, von 15 800 Württembergern etwas über 300 Mann zurück.

Unter diesen 300 befand sich auch Faber du Faur. Das dritte, das württembergische Korps der Großen Armee befehligte Marschall Ney. Du Faur stand als Premierleutnant bei der Fußartillerie. Ursprünglich war er als Jäger in die nach französischem Muster geordnete Armee des jungen Königreichs einetreten. Aber seine allgemeine Bildung — er hatte die Rechte studiert —, seine Geschicklichkeit als Zeichner — man belächte und fürchtete seine Karikaturen — führten ihn zu der gelehrten Waffe. Er gehörte einer Hugonottenfamilie an, die dem neuen deutschen Vaterlande mit der Feder wie mit dem Schwert immer hervorragend gedient hatte, und das malerische Talent, das sich in ihm so mächtig regte, vererbte er auf seinen Sohn, der den siebenziger Krieg als Offizier und Maler von bedeutenden Fähigkeiten mitmachte. Als du Faur 1812 zu Felde zog, war er 32 Jahre alt. Das meiste, was er schildert, hat er als Augenzeuge gesehen. Seine Blätter sind wahrhaft Dokument, und da sein Truppenteil im Herzen der Großen Armee stand und den Ruhmes- und Leidensweg des Vormarsches wie des Rückzuges vollständig mitmachte, so stellt sein Portefeuille eine fast lückenlose Geschichte des Krieges dar. Wir wissen nicht, mit welchen Gefühlen Faber du Faur nach Rußland gezogen ist. Er war zu reif, um mit jenem württembergischen Leutnant zu prahlen: „So einen russischen Feldzug mache ich eben- so leicht mit, wie ich



Zwischen Düna und Dnjepr (August 1812): Französische Kürassiere und Karabiniers auf Panjepsferden.



Württembergische Artillerie in Smolensk (August 1812). Eine feindliche Kanonentugel ist eingeschlagen.

ein Butterbrot esse.“ Er war ein guter Offizier seines Königs und wird als Schwabe kaum den Trost gebraucht haben, mit dem sich viele Norddeutsche zu helfen suchten: „Auch die Preußen ziehen mit.“ Vielleicht hat auch ihn wie so viele gute Landsleute die mächtige Persönlichkeit des Kaisers überwältigt. Als sich das württembergische Korps im Frühjahr 1812 in der Gegend von Heilbronn sammelte, schien die Sonne. Die Truppen sangen und freuten sich über ihre tadellose neue Ausrüstung. Aber schon der lange Weg durch Deutschland machte manchen müde, und bereits im Mai, als man die damalige polnische Grenze überschritt, begannen die Entbehrungen. Ein Kamerad du Faurs, wie er Artillerist, sah den Abgott und den Schrecken der Völker bei seinem Einzug in Thorn recht kritisch an, wenn er in seinen Erinnerungen schreibt: „Diese sorgenlos lächelnde Miene, diese wohlbehagliche Haltung des wohlgenährten Körpers ist das Gepräge eines Mannes, der sich in seinem Leben um nichts anderes bekümmert hat als um Essen und Trinken und andere sinnliche Genüsse. Übrigens schien mir die Art des Einzugs eines so großen Mannes höchst unwürdig. Ehe er kam, jagten die polnischen Lanciers von der Garde unaufhörlich die Straßen auf und

ab und jagten die Leute aus dem Wege. Endlich ritt er, von einem nicht sehr zahlreichen Gefolge begleitet, über die Brücke. Vor ihm ging, mit dem Anstande eines Fleischerhundes, feuchend und schwikend, mit dem bloßen Degen, ein dicker Obrist von der Gendarmerie d'Elite, dicht hinter dem Pferde ein Kapitän von derselben Truppe mit sechs oder acht wahrscheinlich gedungenen Straßenjungen. Diesen Jungen rief der Gendarmieriekapitän von Zeit zu Zeit zu, und zwar so laut, daß der Kaiser es notwendig hören mußte: „Allons donc, criez!“ Wenn nun die armen Teufel dies nicht sogleich verstanden, so gab er dem nächsten ein paar derbe Büsse in die Rippen, worauf sie dann in ein klägliches und schnell verhallendes Geschrei: „Vive l'Empereur!“ ausbrachen.“ So verlogen und possenhast erschien bereits damals manchem die bonapartistische Majestät. Aber die Gesamtheit eines Heeres von 600 000 Mann glaubte an den Kaiser. Der Soldat vertraute auf den Niebesiegten, und wer die Weltgeschichte von einer höheren Warte betrachtete, der sah in ihm den Erneuerer der Weltlichkeit; auf den Schlachtfeldern Rußlands wollte er sein Reich des Friedens vollenden.

Der Feldzug, der sich nicht bloß gegen Rußland, sondern in seinen letzten Zielen gegen England, den ewigen Feind jeder kontinentalen



Murat in der Schlacht von Borodino (7. September 1812).

vorbereitet worden. Auch Vorräte und Fortschaffungsmittel flossen hinter der Großen Armee reichlich und wohl verteilt her, denn Napoleon wußte selbstverständlich, daß er in Rußland nicht von Requisitionen leben konnte. Aber er rechnete mit schnellen Entscheidungen. Die Russen wichen aus. Immer wieder versuchte er, sie zum Kampf zu zwingen. Doch als sie ihm standen und er sie schlug, war sein Heer nur noch ein Schatten der ursprünglichen Herrlichkeit. In Strömen waren seine Korps über die Grenze gewogen; in Tropfen rann die Verpflegung nach. Bereits in Thorn begann der Hunger. Ein Zwiebacktransport mit einem Meister und 30 Gefellen wird jubelnd begrüßt. Bald darauf werden die Pferde auf Grünfutter gesetzt, da man keinen Hafer hat. Die Württemberger müssen Proviantwagen zurücklassen. Die eiserne Mehration wird angegriffen. Als im Juni Hefe ausbricht, fallen Kranke in Massen aus. Es fehlt an Stiefeln. Um vorzeitiges Marodieren zu verhüten, gibt man Brantwein. Dann regnet es in Strömen. Die Wege werden grundlos. Das Schlachtvieh bleibt zurück. Mitte Juli wird's kalt. Die Ruhr bricht aus und ergreift



Abzug aus Moskau (19. Oktober 1812). Napoleon im Gespräch mit Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien, am Tor von Kaluga. In der Kibitze rechts mit dem vor einem Toten scheuenden Pferd ein tranker Offizier. Der Gardist links mit dem Windspiel trägt eine pelzverbrämte Frauensaloppe.

auch den württembergischen Kronprinzen. Viele Leute nehmen sich aus Verzweiflung das Leben. Es gibt keine ordentliche Verpflegung mehr. Wer Geld hat, kann sich ab und zu ein Brot für einen Taler, einen Schoppen Wein für vier, einen Schoppen schlechtesten Branntwein für zwei Gulden kaufen. Ende Juli zählt das württembergische Korps kaum 4500 Mann. Bei Smolensk gibt es Kompagnien, die nur noch zehn Mann stark sind. Bei Borodino kämpften 1200. Die Hälfte davon bleibt. In Moskau rücken etwa 900 Württemberger ein, von denen knapp 400 kampffähig sind. Mit am besten hält sich die Artillerie. Erst auf dem Rückzug, in Smolensk, läßt sie ihre Geschütze bis auf zwei Batterien zurück. Über die Beresina gehen nur noch 80 Mann unter Hauptmann von Koseritz. Aber von den Fahren fehlt nur eine. Ihr Träger ist erfroren, sie selbst mit ihm vermodert.

In diesen knappen Andeutungen steckt eine Tragödie von unausdenkbarem Ausmaß. In den Erinnerungen der Feldzugsteilnehmer stoßen wir auf grausige Geschichten. An der Straße liegt ein General, und ein Grenadier stürzt auf ihn zu, um ihm die Stiefel ausziehen. Der General wehrt sich: „Laß! Ich bin noch nicht tot!“ Worauf der Grenadier Haltung annimmt und antwortet: „Verzeihung, Herr General, ich werde warten!“ Oder jene andere, wo ein Offizier mit barschem Ton einen Platz am Feuer verlangt und sich von einem alten Gardisten belehren lassen muß: „Herr Offizier, es gibt jetzt keine Generale mehr, nur noch Unglückliche. Wir bleiben sitzen!“ — Ein Württemberger stieß in einem Hofwinkel auf einen Berg gefrorener Leichen. Das Haus war ein Hospital gewesen, und man hatte die Toten zum Fenster hinausgeworfen. Ergreifend — viele von uns haben es auch in unserem großen Kriege erfahren —, wie im allertiefsten Elend auf einmal ein Stück Heimat auftaucht, und sei es auch bloß, daß zwei bayerische Chevauligiers über das Sauleben klagen und sich nach dem Storchwirt in Augsburg sehnen. Rührend

auch ein Zug Napoleons, der an der Beresina den württembergischen Major von Gruneberg mit einem russischen Windspiel unterm Arm marschieren sieht. Ihm gefällt das Tier, und er bittet den Offizier darum, verzichtet aber, als er merkt, wie schwer es dem fällt, sich von dem treuen Kameraden zu trennen. Der Offizier und sein Hund sind bis nach

Wilna gekommen und dort gestorben.

Viele solche Geschichten erzählen die Taurischen Blätter. Sie melden aber auch die großen Taten des Krieges, so jene berühmt gewordene Episode aus der blutigen Schlacht von Borodino, wosich Joachim Murat, König von Neapel, vor der drohenden Gefangenschaft zu den Württembergern rettete. Der Krieg hatte damals noch Glanz. Die Garde zog in der besten Montur, die sie sonst im Torhäuser schleppen mußte, ins Gefecht, und Murat war wie ein Theaterprinz ausgestattet. Den Hut à la Henri IV schmückten

wallende weiße Federn und eine Brillantagraffe. Den Hals bedeckte eine altspanische Krause. Der hellblaue samtene Waffenrock war reich mit Gold verziert und mit einer Schärpe aus Seide zusammengehalten. Die Beine steckten in weißen Trikots und ungeheuren Reiterstiefeln. Wie sachlich war im Vergleich zu ihm der kleine graue Mann, der mit eherner Ruhe aus Moskau ritt, den tödlichen Rückzug vor Augen, aber selbstbeherrscht, als wenn es einen Spazierweg gölte! Faber du Taur hatte Gefühl für diese Größe.

Kein Schlachtenmaler der Zeit bis auf Wereschtschagin, der später den heroischen Stoff aufgriff, hat mit gleicher Kraft die Wirklichkeit gestaltet. Das

Erlebnis stärkte seine Kunst. Er war selbst dabei gewesen, wie die Welt ringsum in Eis erstarrte und die Schneeflocken kristallhell scharf herabfielen.

Der Tod saß jedem im Nacken. Und in dieser entsetzlichen Todesnot starb das Ideal des Weltkaisers. „Ich sah jetzt, auch besiegbar, und man konnte nicht bloß unter seinem Befehl für des Vaterlandes Befreiung sterben.“



In der Gegend von Borisow (24. November 1812). Ein verwundeter General mit seiner Frau. Das Pferd gefallen vor dem Schlitten. Links sprengen Kosaken heran.



Übergang über die Beresina (28. November 1812). Nur noch eine von den drei Brücken ist passierbar. Die russische Artillerie schießt in die drangvolle Masse der bestimmunglos Flüchtenden.

Die Maus im Sirup. Von Elisabeth Siewert.

Von den vier Schwestern ging Luise, die Vorjüngste, in die Speisekammer, um den Napf aus dem Steintopf voll Sirup neu aufzufüllen. Am Kaffeetisch warteten die Angehörigen, trockene Brotscheiben auf ihren Tellern.

Die Mutter, eine verwitwete Kapellmeisterin, saß, die Sehnen an ihrem Halse gespannt, den Rücken eingebogen, auf ihrem Platz; zur Faust geballt lag ihre Rechte auf dem abgeschabten Ledertäschchen neben ihrer Tasse. Des Briefes

wegen, der darin steckte. Sonst war sie eher sorgen- als wortreich; seit sie den Brief von ihrem nordamerikanischen Verwandten bekommen hatte, gebrach es ihr an Kraft, Elma bewundernd zu zügeln, Fridas Sturmläufe auf höhere Ausbildung abzulenken, Agnes' Späße zu belachen und sie in Ordnung zu halten, wenn sie ihre unbefangenen egoistischen Übergriffe versuchte. Herr Viktorius aus Chicago bot in seinem Brief der Mutter an, für eine ihrer Töchter vollständig zu

jorgen, was Lebenshaltung, Studium, Ausstattung anbetraf. Wem von ihren Töchtern sollte sie nun das unglaubliche Glück zubiegen? Die Gedankentänze, die sich der Kapellmeisterin ziemlich erschöpftes Hirn zum Tummelplatz nahmen, waren ausdauernd und lebhaft. Noch hatte sie kein Wort von der überraschenden Nachricht verlauten lassen. Wie denn? Das Wort mußte zugleich ihre Entscheidung sein, andernfalls würde der Aufstand, der Lärm, das Kreuz- und Querfeuer in der Familie nicht zu überleben sein.

Luiſe, das eben erwachsene Mädchen, man nannte sie den stummen Musikanten, traf wie ein Messerstich etwas Ungehöriges in der Speisekammer. Der offenstehende Steintopf . . . Was war das? Was hob sich aus der spiegelnden Sirupfläche? Was stand da? Eine Maus. Man war an Mäuse nicht gewöhnt. Das war eine. Eine theatrale, schreckliche Maus. Wie konnte das geschehen? Mit dem Unterkörper war sie in den Sirup gesunken, bis an die Rippen; der Oberkörper war steil aufgerichtet; die Vorderbeine und Füße, nein, Armchen und Händchen, waren weit, in hilfselehender Art, in ganz menschlicher Art gespreizt.

„Säugetier. Maus — aus,“ sagte Luiſe ergriffen. „Und gerade im Sirup. Und gerade so.“ Das junge Mädchen machte den Mund fest zu und verarbeitete den Anblick, hauptsächlich die Weichlichkeit ihres Gefühls und den Ekel in ihren Nerven, dazu kam die Wahrnehmung, als sei sie ein Turm. Merkwürdig, in fühler Pracht und Macht erhob sie sich, aber von ihrer Brust ausgehend ergoß es sich heiß über die elenden, schauerlichen Dinge weit herum, über die jämmerlich verendete Maus, die nach ihr die Arme ausbreitete. Sie ſetzte mit einem erstaunten und geduldigen Lächeln den Napf zur Seite, nahm den mitgebrachten Eßlöffel fest in die Hand und hob die Maus samt dem Sirup, der zu ihr gehörte, heraus aus dem Steintopf, ſich blißschnell zu einem Winkel der Kammer wendend, wo Packpapier lag. Einen Bogen zog sie heraus und klatſchte den Inhalt des Löffels darauf, nachhelfend, pochend, machte eine Art von Beutel daraus und schleuderte den in den Müllkasten.

Geräusch aus der nahen Eßstube von den Ungebuldigen herrührend, machte, daß sie sich mit dem Auffüllen des Napfes beeilte. „Den Löffel wirſt du auf dein Brot abrinnen laſſen,“ beſah sie sich, und Helligkeit war auf ihrer Stirn.

„Ja doch!“ Der stumme Musikant brachte den Anſtrich für die fahlen Brotſcheiben.

Wie wäre es gewesen, wenn Elma ausnahmsweise hätte den Sirupnapf füllen ſollen? Ein Schrei aus der Speisekammer, ein Krach und Scherbengeklirr. Die Familie ſtürzt aufgeschreckt von ihren Plätzen. „Was, was iſt?“

„Gräßlich! Werſt den Siruptopf fort! Eine Maus . . . Gräßlich! Halb ertrunken, aufgerichtet. Werſt den Siruptopf fort! Die Maus ſchreit um Hilfe. Ich höre sie ſchreien!“

Die Frau Kapellmeister ängſtigt ſich um ihre Älteste, die zittert, der die Augen flammen, die geblähte Naſenflügel hat, die ihre Stimme ſchreiend erhebt.

So macht ſie! Elma ſchleudert ihre ſchlanken, elaſtiſchen Arme halb lachend, ſo weit ſie kann, zur Seite, ihre Finger in die Luft ſpreizend. Dann fällt ſie der Mutter raſch um den Hals, reiſt ſich nach ein paar Küſſen von ihr los und jagt davon, um in ein paar Sekunden wieder da zu ſein, fragend: „Habt ihr noch die Maus? Ihre Stellung iſt grauſig und unerhört ausdrucksvoll. Ich werde ſie ſkizzieren. Ihr habt den Sirup doch noch nicht weggeſchmeiſt?“

Frida, die Studentin, hätte nicht geſchrien. Ihr Ekel, ihre Empörung darüber, eine Maus an ſo unpaſſendem Fleck in der Speisekammer anzutreffen, würde bewirkt haben, daß ſie zu Holz wurde. Allenfalls wäre eine Entrüſtung durch ſie geblickt: So wenig paßte man im Haushalt auf . . . Bis ihr Magen aufwärtswühlende Bewegungen ausführte. Flink öffnet ſie das kleine Fenſter. Frische Luft . . . Hu, die Übelkeit. Sie wird krank. Zu einer Kata-

ſtrophe kommt es nicht, doch der Geſchmack an Sirup iſt dieſer Frida für die Zeit ihres Lebens verdorben. Erbleicht und ältlich ausſehend geht ſie zurück an den Kaffeetiſch, ſtellt den leeren Napf darauf und ſagt ſchroff: „Nein, es gibt keinen. Die Maus iſt im Sirup verendet. Lieber trocknen Brot . . . Haſt du Bullrich-Salz im Hauſe, Mutter?“

Aber Agnes, die kleine derbe Perſon mit den friſchen Wangen, dem draußgängerischen Temperament, mit dem Mündchen, das ſo raſch und zierlich ſcherzen kann, wie wäre es geweſen, wenn ſie den Napf mit Sirup hätte auffüllen ſollen? Ha, ha, ein Gelächter. „Die Maus!“ Schnell den Steintopf gepackt, damit in die Eßstube gelaufen, um mit Prüſten und Richern allen Angehörigen das Phänomen zu zeigen und dabei zu ſprudeln: „Sie wollte Schlittſchuh laufen auf dem Sirupteich und iſt eingebrochen wie Willi Steinfie im vorigen Jahr. Rettet ihn . . . Rettet das Jüngelchen, rettet das Willimännchen, das Maufemännchen.“

Es war die Vorkünſtlerin, es war Luiſe geweſen, die mit dem leeren Napf gegangen, mit dem gefüllten wiedergekommen war — — —

Elma, die Älteste, wollte gleich nach der Mahlzeit malen; Frida ihre ſpaniſchen Sprachſtudien aufnehmen; Agnes, das Kind, hatte ſchularbeiten zu machen.

„Ausgezeichneter Sirup,“ bemerkte die zweite anerkennend. „Du haſt fünf Pfund davon gekauft, Mutter? Wenn es denn Sirup ſein muß, dann wenigstens dieſer dunkle, kräftige.“ — „Iſt Ochſenblut drin,“ ziſchelte Agnes. — „Pfui, Frida, Ochſenblut, das iſt doch eklig.“ Elma beachtete wenig, was ſie aß, aber ſie aß viel Brot und viel Sirup. Plötzlich erhob ſie ſich ungeſtüm und warf ihren Stuhl dabei um. „Sämtliche Bilder müſſen umgehängt werden,“ erklärte ſie, auf die ihr gegenüber liegende Wand zuſehend. „Unerträglich dieſes Durcheinander von Landſchaften, Genrebildern und Porträts.“ Die Mutter ſah nur wenig und gleichgültig die Wand an, um ſo intereſſierter in ihrer Tochter ſchönes, gefährlich geiſtreiches und anſpruchsvolles Geſichtchen. „Sie iſt es! Sie bekommt den Segen aus Amerika,“ entſchied ſie, ſich nach Entlaſtung ſehnend, ihrer Entſcheidung mißtrauend.

Luiſe bearbeitet den Siruplöffel. In der kleinen Maufe-angelegenheit ſo und nicht anders gehandelt zu haben, gibt ihr einen Genuß von Freiheit. Was ſie nach der Mahlzeit anfangen wird, was ſie überhaupt anfangen wird, weiß ſie nicht. Es wird das Notwendige ſein, das mit ihr anfängt. Sie iſt geſpannt, aber nicht zu ſehr; ſie iſt bereit, aber nicht neugierig; ſie iſt willig, aber nicht gerade eigenwillig. Welches Inſtrument iſt für ſie geſchaffen? Sie weiß es noch nicht. Wenn ſie für das Allgemeine weiter gearbeitet hat, wird ſie ſich vielleicht zu dem Kaſten am Fenſter ſetzen, die Krokus- und Hyazinthenkeime bewundern und ſich in einem Element glücklich fühlen, das doch wohl von den Muſen kommt.

„Ich müßte unbedingt nach Spanien, meines Studiums wegen. Wie ſoll ich dieſe herrliche Sprache anders lernen, als an Ort und Stelle?“ wirft Frida hin, ihre Mutter ſtark fixierend. „Iſt doch eine Strebsame, eine Geſcheite, die Frida,“ denkt die Mutter bekümmert. „Ich kann ihr den Aufenthalt in Spanien nicht ermöglichen, ich kann kaum die Kollegienelder aufbringen. Müßte ſie nicht die Auserwählte ſein von Piſtorius? Ach, und wenn ich an Agnes denke . . . Sie liegt mir noch die längſte Zeit auf der Taſche. Und ſo friſch und begabt wie ſie iſt. Die reizende ſtarke Stimme. Wär's nicht das einzig Praktiſche, Agnes vorzuſchlagen?“ Warum machte ſich die Mutter über Luiſe keine Gedanken? Nein, nichts davon. Luiſe beachtete ſie nicht. Leute, die ſtillſchweigend Mäuse aus dem Sirup holen, die tagtäglich ſo was tun oder mehr als das, werden nicht beachtet. Sie kommen nicht in Frage, wenn es ſich um ein bevorzugtes Gedeihen handelt. Die bequeme und dabei ſcharſinnige Annahme ihnen gegenüber iſt die: Für ſtumme Muſikanten ſorgt der Himmel und nicht Onkel Piſtorius aus Chicago.

Berufsberatung des Dahleim

Die Diätſchwester und Diätküchenleiterin.

Nach eingehenden Beratungen mit leitenden Ärzten großer Krankenhäuser ſowie Vertreterinnen der Schwesternorganisationen wurde vor einigen Monaten der Beſchluß gefaßt, beſondere Fachkräfte für die Verſorgung der Leidenden Nr. 26

mit einer ihrem Zuſtande zuträglichem Koſt heranzubilden. Damit erſchließt ſich für wirtſchaftstüchtige Schwestern bzw. Perſönlichkeiten mit Krankenpflegeriſcher Ausbildung, die den Nachweis erfolgreicher hauswirtſchaftlicher Befähigung bringen können, ein neues Betätigungsfeld, das der Diätſchwester bzw. Diätküchenleiterin.



Atelier-Interieur. Gemälde von Wilhelm Legler
 (Aus der Großen Festausstellung im Künstlerhaus zu Wien 1927)

Die Ausbildung der sich für diese Berufszweige zur Verfügung stellenden Kräfte wurde dem Lette-Verein, Berlin, übertragen, außerdem haben einzelne Krankenhäuser: das Eppendorfer Krankenhaus, Hamburg, sowie die Krankenhäuser von Salzfüßen und Reichenhall gleichartige Lehrcurse ihren Betrieben angegliedert. Die Lehrgänge sind in erster Linie für Krankenschwestern sowie Fachwirtschafschwestern bestimmt, ausgenommen sind die Säuglings- und Wochenschwestern; in besonderen Fällen werden auch Arztfrauen mit längerer hauswirtschaftlicher Praxis sowie Krankenpflegerischer Schulung zugelassen, besonders solche, die einen Klinikbetrieb leiten. Die Lehrgänge, die nach Genehmigung durch das Ministerium für Handel und Gewerbe voll besetzt im Oktober im Lettehaufe begannen, sind für die Diätischwestern auf die Dauer von sechs Monaten festgesetzt und umfassen neben einer gründlichen Unterweisung in allen Zweigen der Diätküche auch theoretischen, durch einen Facharzt erteilten Unterricht in allgemeiner und spezieller Ernährungs-Physiologie und -Pathologie, sowie die Grundrisse der Diätbehandlung der verschiedenen Krankheiten. Ferner kommt als Ergänzung Unterricht in Organisationslehre hinzu. An diese halbjährige Ausbildung schließt sich ein Praktikum von mindestens halbjähriger Dauer an. Die Ausbildung zur Diätküchenleiterin ist einjährig und umfaßt die gleichen Arbeitsgebiete in vertiefter und erweiterter Form, entsprechend dem zukünftigen, weit umfangreicheren Wirkungskreise dieser Fachkräfte. Auf diese Jahresausbildung folgt gleichfalls eine praktische Tätigkeit in einer Krankenanstalt von einhalb- bis einjähriger Dauer. Auf dieser Gesamtausbildung wird die Befähigung als „Diätischwester“ bzw. „Diätküchenleiterin“ erteilt.

Da mit der großen Bedeutung die Diätküchen in fortschreitendem Maße gewinnen, auch in Privatkreisen das Bedürfnis nach Lehrgängen in der Diätküche wächst, sei darauf hingewiesen, daß auch die Lehrküchen der Zentrale der Groß-

Berliner Hausfrauenvereine sowie zahlreiche Hausfrauen-Rochschulen in größeren Städten des Reiches Unterricht in diesem hauswirtschaftlichen Sonderfach erteilen. Es handelt sich hierbei jedoch nicht um eine Berufsausbildung, vielmehr um praktische Unterweisung von Hausfrauen und Hausbeamtinnen, die ein krankes Familienmitglied zu betreuen haben und sich die Grundsätze der Diät für Zuder-, Nieren- und Magenkrankheiten oder Erholungsbedürftige nebst Kenntnis der dafür in Betracht kommenden Gerichte, deren Zubereitung und Appetit anregende Anrichtung aneignen wollen.

Zum Schluß sei nochmals betont, daß in der Diätküche erfahrene (aber auch geschäftstüchtige) Frauen sich durch Einrichtung von entsprechenden Mittagstischen oder Speisehäusern eine ausichtsreiche Erwerbsquelle erschließen können. Sowohl in den Geschäftsgegenden der Großstädte, in denen viele Leidende angewiesen sind, ihre Mahlzeiten einzunehmen, als in kleineren Kurorten, sowie in den nach einer Kur in Rissingen, Karlsbad, in Nierenbädern aufgesuchten Sommerfrischen fehlt es zumeist noch an Gelegenheiten, die ärztlich vorgeschriebene Nahrungsweise einzuhalten bzw. fortzusetzen, so daß die gewonnenen Heilergebnisse oftmals gefährdet sind.

Für die Behandlung in Krankenhäusern aber ist die Heranbildung von Diätischwestern und Diätküchenleiterinnen von besonderer Bedeutung. Hier wurden gut durchgebildete, auch krankenpflegerisch geschulte Fachkräfte in besonderem Maße vermisst. Zu ihren Obliegenheiten gehört es übrigens auch, die Kranken häufiger zu besuchen, um deren Eigenart kennenzulernen und etwaige Wünsche entgegenzunehmen. Auch wird besonderer Wert darauf gelegt, daß die Speisen in einer auch das Auge erfreuenden Form angeboten werden, um schwache Esser zur Nahrungsaufnahme anzuregen und gewürzlosen und daher weniger schmackhaften Speisen einen zur Annahme bestechenden Reiz zu geben. E. S.



Grünes Feuer ist entzündet,
Und den Kindern fällt es ein:

Wer das erste Veilchen findet,
Soll im Spiele König sein. f. s.

Im Frühling auf der Straße.

Eines Tages ist der Frühling da... nicht der kalendermäßige, sondern der wirkliche mit Sonnenschein und lindem Lüften. Und schon hat sich das Straßenbild der Großstadt verändert! Die Frauen haben die Pelze, die schweren, dunklen Wintermäntel abgelegt, schlank und schmal schreiten sie beschwingten Schrittes einher, denn sie tragen ja „das neue Frühjahrskostüm“ spazieren.

Nicht immer ist es wirklich neu, ein Jackenkleid von gutem Schnitt und Stoff überdauert mehrere Lenze, aber frisch gereinigt und gebügelt, von einem modernen Hütschen und dazu passendem Schal begleitet, zaubert es uns doch immer wieder etwas Neues vor, weil wir nach langer Winterhaft den richtigen „Abstand“ zu diesem Kleidungsstück gewonnen haben. — Wenn auch ein gutes Jackenkleid, wie schon erwähnt, so leicht nicht unmodern wird, so sinnt doch die Mode in jedem Jahr immer wieder auf neue Abwandlungen, die mal im Stoff, mal im Schnitt, mal in der Farbe, mal in der Ausarbeitung der kleinen Einzelheiten begründet liegen und jede Frau, die vor der schweren Wahl eines neuen Kostüms steht, bemüht sich, das Aller-Allerneueste zu ergattern (um auch im nächsten Jahr noch nicht im Rückstand zu sein). Ihr sei gesagt, daß 1928 wieder das korrekte Schneiderkleid bevorzugt! Den Rock mäßig weit, gewickelt, übergeschlagen oder mit gebügelten Hohlfallen, die Jacke hüftlang und knapp anliegend. Versuche, blüsig angeschoppte oder dreiviertellange, glöckig ausfallende Jacken modern werden lassen, dürften sich wohl nicht durchsetzen. Dagegen erfreut sich die etwas streng wirkende Smokingjacke — meistens mit Tresseneinfassung — nach wie vor der größten Beliebtheit.

Eine neue, sehr hübsche Abwandlung des Jackenkleides ist das Zumperkleid mit dazu passendem losen Jäckchen. Es wird bestimmt viele Anhängerinnen für sich gewinnen, schon aus dem Grunde, weil es der häuslichen Schneiderin große Aussichten eröffnet. Von ihm soll in einem unserer nächsten Hefte noch ausführlicher die Rede sein. —

Das Schneidermäßige Jackenkleid ist heute aus Kassa, Wollriips, Wollpanama oder Papillon gefertigt. Schwarze und marineblaue Kostüme beherrschen den Vorfrühling, später folgen die sandfarbenen, die silbergrauen, mandelgrünen, mattblauen, beigerose- und bananenfarbenen, um im Sommer schließlich den rein weißen Platz zu machen. Eine Klasse für sich bilden die sogenannten Composekostüme, das sind Jackenkleider, bei denen zu einem einfarbigen Rock eine ge-



Abb. 1. Jackenkleid in schneidermäßigem Stil. Darüber ein varierter Regenmantel. Modell: G. Benedikt, Berlin. Aufnahme: Kiesel.

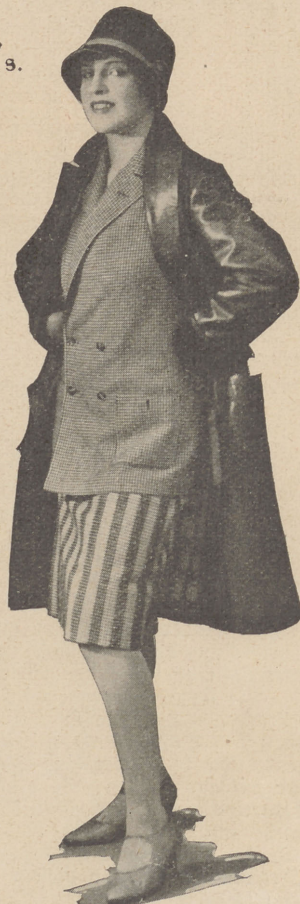


Abb. 2. Kostüm, bestehend aus einer Jacke in Reptamuster und dazu passendem, gestreiftem Rock. Darüber ein Mantel aus schwarzem Leder mit variertem Plaidfutter. Mod.: G. Benedikt, Berlin. Aufnahme: Kiesel.



Abb. 3. Jackenkleid aus sandfarbenem Tweed mit feinem Überkaro. Der Rock ist aus dem gleichen Stoff, aber einfarbig gehalten. Dazu ein passender Mantel. Modell: Wiener Modellhaus Max Becker, Berlin. Aufnahme: Kiesel.

musterte Jacke oder umgekehrt getragen wird. Die Vorläufer davon bildeten im Frühjahr vorigen Jahres die schwarzen Smokingjacken zu schwarz-weiß karierten Röcken. Heute wird der Unterschied in Farbe und Muster nicht mehr so scharf betont. Das Karo des Rockes ist zu einem weißen oder silbergrauen Nadelstreifen zusammengeschrumpt, oft begnügt sich aber die Jacke auch nur damit, aus genau dem gleichen, nur in anderer Art gewebten Stoff gefertigt zu sein.

Wer es sich leisten kann, ergänzt dieses Kostüm noch durch einen Mantel — dessen Futter mit dem der Jacke übereinstimmt —, wie überhaupt, an regnerischen oder kühlen Frühlingstagen, die ja auch nicht ausbleiben werden, der Mantel, auch der Gummimantel, viel über dem Jackenkleid getragen werden wird.

Sattelpassen, Biesen, feine Säumchen, Kellernähte gestalten die Form der Jacken abwechslungsreich. Höchste Schneiderkunst kommt hier wieder zu Ehren. Das Neueste auf diesem Gebiet sind aufgesetzte Blenden in schräger Stofflage. — Die Röcke werden wieder etwas länger. Es ist dies vielleicht das erste Anzeichen dafür, daß das „Girl“ im Modebild abgewirtschaftet hat und daß die „Dame“ wieder zu regieren beginnt.

Zum eleganten Kostüm gehört die China-Krepp-Bluse in Hemdblusenstil, oft in der Farbe dem Jackenkleid angepaßt. Ein hübscher Blusenträger braucht nicht mehr in der Jacke zu verschwinden, sondern darf wieder auf dem Jackenträger liegen. Andernfalls ist der Schal unentbehrlich. Er wird bedruckt, gespritzt oder bemalt und paßt irgendwie zum Hut. Das heißt, die Innentreppe des Hutes ist z. B. mit dem Stoff des Schals ausgelegt oder eine flotte Garnitur davon schlingt sich um seinen Kopf. Zum Filzhütchen, bei dem eine derartige Zusammenstellung natürlich unmöglich ist, gesellt sich die passende Blume für das Knopfloch.

Das mehr sportlich wirkende Jackenkleid wird gern durch einen feingewirkten Jersey-Jumper ergänzt. Für Jacken mit tiefen Revers eignet sich auch die Weste.

Die schönste und eleganteste Ergänzung für das frühlingtsmäßige Jackenkleid ist natürlich ein heller Fuchs. Detta.



Abb. 4. Zu einer Jacke aus schwarzem Tuch wird ein Rock mit feinen grauen Nadelstreifen getragen. Die weiße, gefüllte Nelke im Knopfloch verleiht dem Anzug eine freundliche Note. Modell: Wiener Modellhaus Max Becker, Berlin. Aufnahme: Kiesel.

Mädchenbildung und Frauenkunde.

Was unsern Töchtern fehlt.

Der Lehrplan unserer höheren Mädchenschule lehnt sich in selbstverständlicher Entwicklung der Lebens- und Weltanschauung unserem Zeitalter an. Wir verfolgen das im Angleichen der Unterrichtsfächer unserer Lyzeen an ein kommendes Studium, an kommenden Beruf.

Dieses Vorwärts bedeutet endgültige Ablehnung der Berufslosigkeit weitester Frauenteile und diese ständig wachsende Berufsvorbildungsmöglichkeit der jungen Mädchen ist letzten Endes das Ziel der Frauenbewegung. Unsere heutigen jungen Mädchen stehen nicht mehr vor verschlossenen Pforten. Ihrer Arbeitsfreude, ihrer geistigen Fortentwicklung sind auf keinem Gebiete mehr Schranken gesetzt. Keine klopft mehr vergeblich am Zauberberg der Wissenschaft an, wir haben die Formel gefunden.

Unserer jetzigen Generation ist das etwas Selbstverständliches. In welch schwerem Kampf diese Selbstverständlichkeit erworben werden mußte, von den Vor- und Frontkämpferinnen selbst, davon erfährt sie nichts. Hier laßt eine Lücke im Lehrplan unserer Mädchenschulen! Er behandelt alle Großtaten, alle Einzelheiten und Denkwürdigkeiten im Leben unseres Volkes, ja, darüber hinaus hört das junge Mädchen von Entdecken und Führen auf geistigem, wirtschaftlichem, staatlichem Gebiet . . . aber eins bleibt ein ungelöstes Rätsel für sie: die Entwicklung der Frauenbewegung, die ihr doch Schrittmacherin zum Weg des Wissens geworden ist.

Die Frauenbewegung ist eine Menschheitsbewegung, ihr Vordringen hat eine umwälzende Neugestaltung auch unseres deutschen Volkslebens gebracht. Wenn wir allein an die heute noch keineswegs ins Gleichgewicht gekommene Erwerbstätigenfrage denken, die eine Teilfolge der stark vermehrten Erwerbstätigkeit der Frau ist, gewinnt die Frauenfrage als solche immer mehr an Bedeutung. Wir müssen bedenken, daß der größere Prozentsatz Staatsbürger in Deutschland „Frauen“ sind. Von diesem Standpunkt muß die Frage betrachtet werden.

Die Frauenbewegung als solche hat ihr Ziel erreicht, die Gleichwertigkeit, nicht die Gleichartigkeit mit dem Manne!

Wer die Geschichte der Frauenbewegung verfolgt, weiß, welche ungeheuren Kräfte, welche Starkgläubigkeit an eigne Kraft zur Zielerreichung geführt haben. Was heute als Fertiges vor uns steht, ist Teil um Teil in mühsamem Klein-

kampf erreicht worden. Unermüdlich mußte die starkgesicherte Gegenfront des Mannes angegriffen werden. Der Kampf ist ein Großsieg geworden!

Dieses gewaltige Geschehen auf uraltem Frauengebiet (denn das Lebensrecht der Frau überhaupt ist eng verknüpft mit ihrer Verdienst- also Lebensmöglichkeit), dieser große Sieg deutschen Frauenwillens, deutschen Frauenkampfes . . . findet in keiner Lehrstunde derer, die ihre Ausbildung einzig diesem Kampf verdanken, Anerkennung.

Das ist eine große Undankbarkeit gegen die Wegbereiterinnen. Wir dürfen den Makel nicht auf uns ruhen lassen, daß wir die vergessen, die uns den Weg zur Freiheit des Wissens gebahnt haben.

Ein solches Gedenken muß von allen Frauen gefordert werden! Nicht, weil der oder jener Anhänger der Frauenbewegung ist, sondern weil wir alle, ob Gegner oder Freunde, nunmehr ernten, was andere gesät haben, und das große Werk als solches nicht mehr aus unserem Volksleben fortzudenken ist.

Wir alle haben Veranlassung, voll Stolz auf die Großtat der deutschen Frau in der neueren Geschichte zu schauen. Das Lehrfach „Frauenkunde“ müßte den jungen Mädchen Einblick in die Gesamtarbeit der Frau für Volk und Staat geben. Sie sollen den Glauben an eine Gleichwertigkeit finden, sollen lernen, daß ernster Wille, recht geleitet, ein großes Ziel erreichen kann . . . und wird! Das Kennenlernen überwindener Schwierigkeiten ist auch pädagogisch auswertbar. Beispiel ist die beste Erziehung! Hier sind Beispiele, die genutzt werden können! Das Wissen um die Einzelheiten der Kämpfe, das Vorwärts über alle Hindernisse hinweg wird schlummernde Kräfte bei den Zuhörerinnen wecken, Kräfte, die, erwacht, auch Tat werden!

In solcher Lehrstunde lernt das junge Mädchen die Wunderschätze ihres eigenen Fraueninnern kennen. Wir dürfen, ohne Überheblichkeit, stolz sein auf die Tat unseres eigenen Geschlechts, die sich vielen andern Kulturstaaten gleichwertig anschließt. Darum ist das große Schweigen darüber, in einer Zeit, wo über unwesentlichere Dinge viel Worte verloren werden, doppelt betrüblich.

Namen, wie die der ersten Führerinnen und Hauptträgerinnen der Anfangsbewegung: Auguste Schmidt, Luise Vogel,

Luiſe Otto Peters uſw., muß jedes gebildete junge Mädchen wiſſen. Sie ſind würdig, neben den Namen unſerer großen Männer genannt zu werden. Warum ſollen ſie hinter ihnen zurück, in deren Schatten ſtehen? Frauentat neben Mannestat, jede in ſich ſelbſt abgeſchloſſen und dennoch geheimnisvoll ineinander verſchlungen im Leben des Volkes.

Heute, wo die Namen der Augenblicksgrößen im Sport oft in geradezu unwürdiger, byzantinischer Weiſe verehrt werden, ſoll man unſerer Jugend auch ſolche Namen einprägen, die über den Glanz einer Stunde hinüberleuchten, die Dauerwert haben. Wir alle ſollen darum wiſſen, was die deutſche Frau allzeit für Volk und Staat geleistet hat. Es iſt Zweck dieſer Zeilen, an dieſe Pflicht zu erinnern und darüber hinaus Anregung zu geben zum Nachdenken und zur Verwirklichung ihres Willens. Vielleicht finden ſich andere, die praktiſche Löſung der Frage finden, um „Frauentunde“ als Lehrfach auszubauen und in den Lehrplan der Lyzeen und Frauſchulen einzufügen. Sicherlich werden abweichende Meinungen gegeneinander und untereinander ſtreiten, aber die Hauptſache bleibt, daß die Notwendigkeit der Pflicht erkannt wird, denn: „Wo ein Wille iſt, da iſt ein Weg!“ P. Wild.

Kinder in der Genefung

ſind ein beſonderes und für die meiſt ſehr ſtark mitbeteiligten Mütter nicht immer leichtes Kapitel. Zumal, wo noch Bett-ruhe verordnet, der kleine Patient aber keineswegs der Anſicht iſt, daß dies ſeinem ſehr gebesserten Zuſtand entspricht. Tatendurſtige Oppoſition in Geſtalt wilder Indianertänze, in meiſt ſehr mangelhafter Bekleidung ausgeführt, bringen oft neue Erſältung mit ſich. Wer kennt nicht aus eigener Jugend-erinnerung die mit viel Eifer ausgekämpften Schlachten in den meiſt mit mehreren Inſaſſen belegten Waſernſtuben, wo

Kopfkiffen als Wurfgeſchoß und Waſſergüſſe beim Sturm-angriff keine Seltenheit waren. Haben ſolche Erfahrungen nicht ſchon mehr als einer Mutter die Klage und Frage er- preßt: „Ach, lieber Doktor, ich glaube Aufſtehen und Anziehen wäre geſünder!“, wobei ein unausgeſprochenes „nicht nur für die Kinder, ſondern auch für mich!“ die Sache noch beſonders unterſtrich. — Beſſer freilich iſt eine Erziehung, die ſchon in geſunden Tagen eine ſichere Grundlage für ärztliche Verord- nungen in und nach einer Krankheit geſchaffen hat. Man vergißt heutzutage leicht, daß auch Gehorſam Übungsſache und Trainieren auch hier angebracht iſt. — Aber auch das beſterzogene Kind zeigt ſich manchmal in der Genefung reizbar. Sache der verſtändnisvollen Mutter, der gewiſſenhaften Pflöge- rin iſt es, in dieſer ſchwierigen Übergangszeit Geduld, Freund- lichkeit, wenn nötig auch Energie, walten zu laſſen, nicht nur herrſchen, ſondern auch helfen und heilen zu wollen.

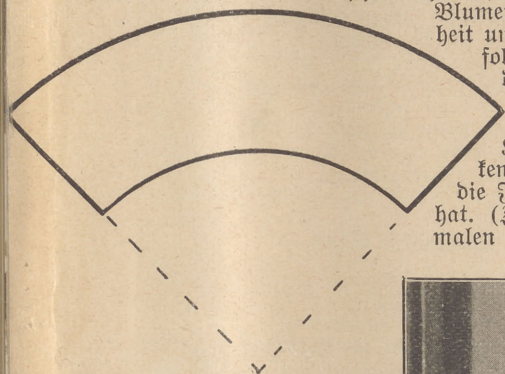
Ein willkommenes Hilfsmittel iſt dem kindlich Genefenden ſeit alters das Spiel. In früheren, ſparſamen Zeiten war es, etwa vier bis ſechs Wochen nach Weihnachten oder dem Geburtstag, bei vielen Müttern Sitte, einen Teil des neuen, nun ſchon nicht mehr recht beachteten Spielzeugs wegzuschließen, um es dann zu gegebener Gelegenheit, etwa in Krankheits- fällen, wieder erſtehen zu laſſen. Meiſt jubelnd vom Kinde begrüßt und erkannt, kam es nun zu neuen und nicht koſt- ſpieligen Ehren. — Und dann das Erzählen mehr oder minder ſpannender Geſchichten, wie „Als Mutter noch klein war“ oder „Als Vater Kadett wurde“. Die goldene Märchenwelt und den Reichtum vaterländiſcher Sage und Geſchichte nicht zu ver- geſſen! Hier iſt es, wo in die Enge und Wärme des Krankenzimmers ein friſcher Luſtzug hineinweht, der dem kleinen Konvaleszenten nicht nur nichts ſchadet, ſondern den jungen Geiſt aus Ruhe und Abgeſchloſſenheit zu Kraft und Leben zurückleitet.

M. Stahl.

Die Blumentopfhülle.

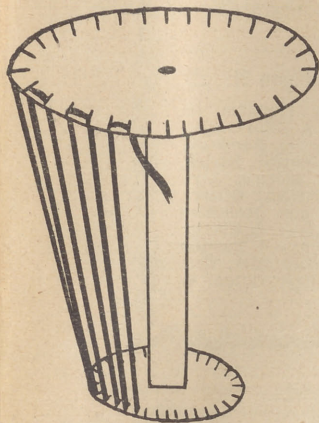
Viele werden die gleiche Abneigung gegen die grüne Krepppapier-Mantſchette haben, die ſo oft einem blühenden Blumentopf einen Teil ſeiner Schön- heit und ſeines Reizes nimmt. Die folgenden Anregungen mögen dazu dienen, den Blumentopf „hübsch“ zu umhüllen. Am einfachſten läßt ſich ſo eine Hülle aus einem glatten, ſtar- ken Stück Papier machen, das die Form eines Kreisauſchnittes hat. (Zeichnung links.) Durch Be- malen oder Aufkleben von buntem

Languettenſtich. (Zeichnung rechts.) Eine andere Baſthülle entſteht auf folgende Weiſe: Man ſchneidet zwei Pappſcheiben mit den Durchmeſſern des Topf- bodens und der Öffnung und na- gelt dieſe oben und unten an ein Holz, das der Höhe des Blumen- topfes entſpricht. Beide Scheiben- ränder ferbt man ein und ſpannt dadurch von oben nach unten Baſtfäden. (Zeichnung unten links.) In Stopfſtich ſicht man dann die Fläche zu und ſtreicht die fertige Hülle von dem Papp-



Grundform zu einer Blumentopfhülle aus Papp. (Fertiges Bei- ſpiel: der Alpenveilchen- topf auf dem Fenſter- brett.)

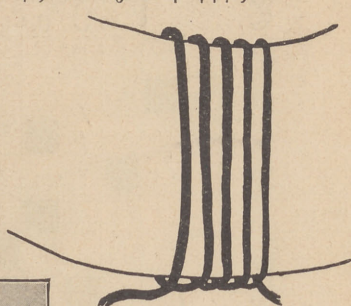
Papier laſſen ſich mannigfache Wir- kungen erzielen. Oder aber man kann dieſe Pappform mit bun- tem Baſt umwickeln in einer Art groben



Wie eine Blumentopf- hülle aus Baſt geſloch- ten wird. (Hülle ohne Topf ganz links.)

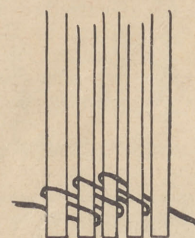


Blumentopfhüllen, die man ſelbſt arbeiten kann. Entwürfe: Elſi von Cranach, Berlin. Aufnahme: W. v. Debiſch.



Die Pappform wird mit Baſt umwickelt. (Blumentopf im Vor- dergrund, rechts.)

geſtell herunter. Eine ſchlichte, dauerhafte Umhüllung iſt auch die aus Paddigrohr geſlochtene. — Eine Hülle aus Stäbchen (einfache Rege-Stäb- chen für Kinder). In- dem man einen Fad- en durch die Stäbe ſchlingt (Zeichnung unten rechts), ſchafft man die Rundung des Bodens. Mit dem gleichen Stich, nur lockerer, hält man die Stäbe etwa 1 1/2 cm vom oberen Rand entfernt zu- ſammen. E. v. C.



Blumentopfhülle aus Stäbchen. (Topf auf dem Fenſterbrett rechts.)

Amerikanische Käsebissen.

In Amerika herrscht augenblicklich eine große Vorliebe für Käsepeisen in allerlei Zusammenstellungen, und kein größeres oder kleineres Festmahl schließt ohne einen solchen pikanten Imbiß. Sehr beliebt sind beispielsweise:

Käse-toasts mit Äpfeln: Von einem weißen, runden, sog. Kaviarbrod werden zwei zentimeterstarke Scheiben geschnitten, die man durch geschmolzene Butter zieht und sofort in geriebenem Cheddar- oder Schweizer- oder Parmesankäse rollt, so daß sie dick damit überzogen sind. Diese Scheiben ordnet man nebeneinander in eine gebutterte flache Porzellan- oder, hübscher noch, in eine der neuen backfesten Glasbackschüsseln. Dann schält und entfernt man sehr zarte Äpfel, von denen man annehmen kann, daß sie in zehn Minuten gar werden, schneidet sie in dünne, ein viertel Zentimeter starke Ringe, die genau auf die Brotscheiben passen sollen, legt auf jede Scheibe einen Apfelring und bedeckt ihn mit einer, durch Butter gezogenen und dick in Käse eingehüllten Brotscheibe. Obenauf kommt noch eine Lage von dem geriebenen Käse, und dann wird das Ganze in sehr heißem Ofen zehn bis fünfzehn Minuten gebacken, um sofort, noch kochend, aufgetragen zu werden.

Käsedatteln, eine Liebhaberei der Herrenwelt: Schöne, große Datteln mit zarter Haut schneidet man an einer Längsseite mit scharfem Messer auf, entfernt den Kern und füllt die Frucht mit einem weichen Käse, wie Cheddar oder Gervais, von letzterem am besten den Topfgervais, der weniger gefalzen ist als der kleine Stückengervais. Die Füllung muß weiß aus der Dattel hervorleuchten. Die gefüllten Dat-

teln werden in eine Schüssel mit geraspelter Kokosnuß getaucht, die sie ganz umhüllen muß und auf frischen Salatblättern aufgetragen.

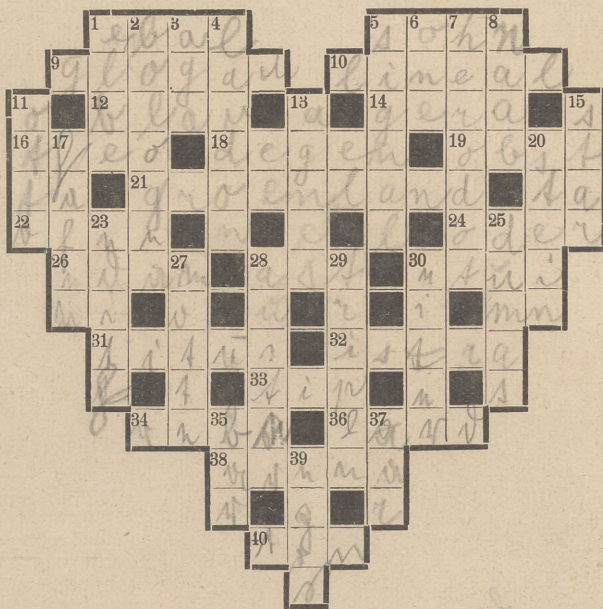
Käsestreifen mit Nüssen: Vom besten fetten Holländerkäse schneidet man anderthalb Zentimeter breite, nicht zu dünne Streifen von gleicher Länge, belegt sie mit drei bis vier Walnuszähften und streut eine Spur feinstes Salz darüber. Diese Käsestreifen schmecken delikatsch und werden am Schluß des Mahls zusammen mit Butterbrod oder mit Pumpnickelschnitten (Pumpnickelscheiben werden mit Butter dick bestrichen und abwechselnd mit Scheiben von gebuttertem Brod oder Weißbrod zusammengelegt, bis zum Gebrauch fast gestellt, mit einer beschwerten Platte bedeckt und vor dem Servieren in gleichmäßige, fingerbreite Streifen geschnitten) gereicht.

Käse-Rabbits: Man läßt hierzu einen Eßlöffel Butter zergehen, fügt einen Eßlöffel feinstes Mehl hinzu und läßt es in der Butter gar werden, stellt die Kasserolle dann über ein Gefäß mit kochendem Wasser, fügt nach und nach eine halbe Tasse Milch zu der Masse und kocht sie unter Rühren glatt, ungefähr zwei Minuten lang. Dann fügt man je nach Geschmack ein Viertel- oder halbes Pfund in feine Stückchen geschnittenen Cheddarkäse (eventl. auch noch mehr) hinzu und rührt weiter, bis er vollständig geschmolzen ist. Zum Schluß würzt man mit einer Messerspitze Salz, ebensoviel Mostsch und einer Prise Cayennepfeffer. Noch warm, streicht man die Käsemasse auf runde Wasserkakes oder Toastscheiben und reicht sie in einem Kranz von grüner Petersilie oder zarten Salatblättchen.

G. A. T.

Zum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. biblischer Berg, 5. Verwandter, 9. Stadt in Schlesien, 10. Zeichengerät, 12. Farbe, 14. Stadt in Thüringen, 16. männlicher Vorname, 18. Waffe, 19. Früchte, 21. Polarland, 22. Heizkörper, 24. deutscher Strom, 26. Stadt in Holland, 28. Teil eines Baumes, 30. Behälter, 31. römischer Kaiser, 32. verfallene römische Hafenstadt, 33. Rennvoraus- sage, 34. Kulturpflanze, 36. englischer Titel, 38. Kampfplatz, 40. Erdart. — **Senkrecht:** 1. deutscher Strom, 2. Stadt in Oberitalien, 3. türkischer Feldherr, 4. österreichischer General aus dem Siebenjährigen Kriege, 5. Zeichen, 6. englisches Zahlwort, 7.

Schiff — Ruhm — Segel — Kiel — Rigi — Strom — Siegel — Schuld — Sport — Gras — Mat — Rost — Pfad — Regel — Rat — Elba — Bibel — Korb — Bucht — Berg — Schweiz — Genf — Lama — Lenz — Jahr — Max — Hagel — Golf — Riesa — Egel — Mais — Motte — Werk.

Von jedem der angeführten Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen und durch einen anderen derart zu ersetzen, daß neue, bekannte Wörter entstehen. Die Endbuchstaben dieser Wörter ergeben abwärts gelesen ein Sprichwort.

Sans v. d. Müra.

3.

Es hat ein deutscher Meister
Zwei herrliche Opern gegut,
In deren beider Namen
Ein Zauber verborgen liegt.
Wenn du änderst das letzte Zei-

chen,
Den Rest dann schüttelst bedacht,
Dann hast du aus der einen
Die andre Oper gemacht.

Br.

4. Vielsacher Sinn.

Ich stecke im Herzen,
Durchteile die Welt,
Ich bringe dir Schmerzen,
Mich wagt wohl ein Held.

Ich zeichne Gesichter,
Ich zeuge von Kraft,
Ich lösche die Lichter,
Trink' schäumenden Saft.

Mir folgen die Vögel,
Ich mache das Spiel,
Ich spanne die Segel,
Ich kenne mein Ziel.

Mich bilden die Berge,
Ich lieg' in der Schweiz,
Mich führen auch Särge —
Nun rat' was Gescheit's!

Dr. Bronisch.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 25.

1. Bilderrätsel: Mehr ertrinken im Becher als im Meer. — 2. Silbenrätsel: England, Patrons, Wollfender, Samland, Sagore, Eliza, Interditt, Harles, Ulrich, Miobe, Drehbank, Finger, Bomeo, Afrikanerin, Nordlay, Centimeter, Okeret, Hirien, Fuez. — Eppstein und François: „Der deutsche Kronprinz.“ — 3. Überlegung: Erst raten, dann taten. — 4. Menschliches: Viebele. — 5. Versetdrätsel: Wer keinen Willen hat, ist immer ratlos. — 6. Laertes Rätsel.